

Band 1245

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

## Satansblut



Band 1245 • Deutschland 1,35 €

Österreich 1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belgien 1,70 € / Luxemburg 1,70 € / Niederlande 1,70 € / Frankreich 1,70 €

Italien 1,70 € / Spanien 1,90 € / Griechenland 1,90 € / Portugal contL 1,90 €



01245

4 191914 201328



# GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**

## Die große Gruselserie von Jason Dark

### **JOHN SINCLAIR 1245**

#### **Satansblut**

Der Mann mit den dunkelroten, fast blutigen Augen kniete vor der kleinen Truhe, verneigte sich ehrfurchtvoll und öffnete danach mit sorgfältig abgestimmten Bewegungen den Deckel.

Mit sicherem Griff fanden seine Hände den gesuchten Gegenstand.  
Es war ein Messer!

Der Mann beugte den Kopf und küsste andächtig die Klinge ...

Weihnachtstrubel!

Geschenke kaufen. Ramba Zamba hoch drei. Untermalt von süßlichen Melodien und kitschigem Engelsgesang.

Es war jedes Jahr das Gleiche. Und jedes Jahr schwor ich mir, keinen Fuß in diesen Trubel zu setzen.

Aber ich ließ mich auch in jedem Jahr breitschlagen, doch noch Geschenke zu kaufen, wenn es denn die Zeit erlaubte.

Aber ich hatte mich schon geändert. In diesem Jahr wollte ich mich in kein Kaufhaus quetschen, ich hatte mich entschieden, meinen Freunden Bücher zu schenken. Also ging ich in eine Buchhandlung, in der Hoffnung, hier nicht so viele Menschenstaus zu erleben.

Eine Buchhandlung war es zwar, aber man konnte den Laden mit gutem Gewissen auch als Buchkaufhaus bezeichnen. Und meine Hoffnung, hier viel weniger Menschen zu finden, erfüllte sich kaum. Zwar gab es keine großen Staus, aber Gedränge herrschte schon, obwohl sich die Abteilungen auf vier Etagen verteilten.

Im Bereich des Eingangs blieb ich für einen Moment stehen und schaute mich zunächst um, weil ich mich orientieren wollte. Im unteren Segment gab es die Abteilung für Belletristik. Hier wollte ich ebenfalls Bücher kaufen, aber nicht sofort, denn Sachbücher fand ich in den oberen Etagen.

Das war wichtig für Sarah Goldwyn und Jane Collins, denn beide gehörten zu den Leseratten, wie viele Menschen hier. Und da sagte man immer, die Leute würden nicht mehr lesen. Das Gedränge in meiner Nähe bewies genau das Gegenteil.

Für einige Augenblicke verschwanden die Menschen aus meinem Blickfeld, und ich dachte an Suko und Glenda Perkins. Die beiden hatten nur gefeixt, als sie von meinem Kaufwillen erfahren hatten. Selbst Sir James hatte seine Brauen gehoben und somit bestimmte Gefühle kundgetan.

Sie hatten es anscheinend besser gewusst als ich, welcher Betrieb auch in einer Buchhandlung vor Weihnachten herrscht,

und irgendwie fühlte ich mich trotz des Gedränges wie auf verlorenem Posten. Ich spielte sogar mit dem Gedanken, mich umzudrehen und den Laden zu verlassen. Außerdem war es mir viel zu warm. Deshalb nahm ich erst mal meinen Schal ab und steckte ihn in die rechte Manteltasche.

Dann bahnte ich mir den Weg zu einer Informationssäule, auf der alles Wichtige zu lesen war. Da konnte ich dann erfahren, welche Art von Lesestoff es in den verschiedenen Etagen gab.

Das Angebot war breit gefächert. Es gab ja nicht nur normale Bücher. Die Hörbücher hatten im letzten Jahr immer mehr Prozente auf dem heiß umkämpften Markt gewonnen. Man konnte sie als CDs erwerben, die nur kurz liefen, oder in kompakter Form, also mehrere CDs zusammengeschweißt.

Kassetten gab es ebenso. Audio und Video waren vertreten, und es wurden auch Dinge rund um das Buch angeboten. Dazu zählten Regale oder Buchstützen, aber auch Spiele, deren Basis sich auf schon erschienene Bücher bezog.

Da war besonders der Herr der Ringe in, der sogar Harry Potter verdrängt hatte.

Ich hatte mich durchgelesen, wie auch andere Menschen in meiner Nähe. Vor der Säule war ich eingekesselt. Ich nahm die unterschiedlichsten Gerüche wahr. Da mischten sich Parfümdüfte mit den Gerüchen feuchter Kleidung. Manche Klamotten stanken auch einfach nur nach Mottenpulver, wie man es zu alten Zeiten immer wieder benutzt hatte. Es machte einfach keinen Spaß, sich hier zu bewegen. Da vermisste ich direkt die Freiheit Irlands und die klare Luft dort. Auf die Grüne Insel hatte mich nämlich mein letzter Fall hingeführt, bei dem ich es mit zwei Außerirdischen zu tun bekommen hatte und im letzten Moment von meinem »Schutzengel« gerettet worden war.

Noch immer war mir unklar, wie sie es genau geschafft hatte, aber es war ihr gelungen. Ohne sie würde ich nicht hier stehen. Das war immer noch besser, als irgendwo verschollen zu sein.

Mich interessierten die Hörbücher. Da brauchte ich nicht viel

zu schleppen, und in die obere Etage konnte mich auch die Rolltreppe oder der Aufzug bringen.

Zur Rolltreppe musste ich ein paar Schritte weiter gehen. Der Aufzug stand in der Nähe, und ich dachte daran, dass er bequemer war als die mit Menschen vollgestopfte Rolltreppe.

Ich drehte mich um und machte Platz für die hinter mir stehenden Gucker.

Trotzdem wurde ich angerempelt und erhaschte einen Blick in ein Männergesicht, bei dem mich die Augen faszinierten. Im ersten Moment stufte ich sie als dunkel ein, doch beim zweiten Blick sah das schon anders aus. Da hatte ich den Eindruck, als befände sich Blut in den Augen, uns sie zeigten eine rötliche Farbe.

Ich drehte mich weg. Das blasser Gesicht mit den Bartschatten blieb mir trotzdem in der Erinnerung. Ich hatte auch noch mehr gesehen. Einen Hut mit breiter Krempe, einen dunklen Mantel, aber keine Hände, denn sie waren in den Manteltaschen verschwunden.

Eine wirklich kurze Bewegung, mehr war es nicht gewesen. Dennoch hatte ich den Eindruck gehabt, als wäre die Zeit für einen Moment stehen geblieben. Zumindest zwischen mir und dieser fremden Person, von der eine starke Kälte ausgegangen war.

Ich ging weiter.

Eine Gruppe von Kindern war in die Buchhandlung hineingestürmt und schuf sich Platz. Sie liefen tiefer in den Raum hinein, wo extra für die Bestseller ein Tisch aufgebaut worden war. Denn da lagen die Harry-Potter-Romane und alles, was so an Merchandising-Produkten dazugehörte. Natürlich hörte ich auch Musik, und natürlich waren es Weihnachtslieder, die dort gespielt wurden.

Ich hatte eigentlich schon jetzt die Nase von diesem Trubel voll. Aber nur die Harten kommen in den Garten und die Härteren zur Gärtnerin. Ich wollte dorthin und bahnte mir

deshalb meinen Weg in Richtung Aufzug. Ich ging davon aus, dass die Kabine nicht leer war, aber vor der Rolltreppe bildete sich ebenfalls eine Menschenschlange.

Seltsamerweise ging mir der Mann mit den dunklen, fast blutigen Augen nicht aus dem Sinn. Ich dachte über ihn nach und fragte mich, ob ich mich nun geirrt hatte oder nicht. Er war schon eine komische Gestalt gewesen. Besonders sein Blick war mir ziemlich unter die Haut gegangen, und ich wusste nicht, ob er nur mich angeschaut hatte oder auch noch andere Leute.

Die Tür des Aufzugs hatte sich geöffnet. Die beiden Hälften waren zur Seite gefahren und hatten das viereckige Loch des Eingangs freigegeben. Menschen stiegen aus, andere wollten hinein, und von der britischen Geduld war in diesen Augenblicken wenig zu spüren.

Bevor ich einstieg, schaute ich mich um. Der Blick galt eigentlich dem Mann mit den seltsamen Augen, aber ich sah ihn nicht mehr. Irgendwie beruhigte mich dies auch, und ich stieg mit einem besseren Gefühl in die breite Kabine.

Zu den ersten Menschen hatte ich nicht gehört. Die klemmten bereits an der Wand. Ich wurde in der Mitte eingekesselt. Neben mir stand eine Frau, die stark erkältet war und ständig die Nase hochzog. Hinter mir hustete mir jemand in den Nacken, und irgendwo im Gedränge quengelte ein Kind. Schon jetzt ärgerte ich mich, weil ich nicht die Rolltreppe genommen hatte.

Bewegungsfreiheit gab es nicht. Man konnte höchstens den Kopf drehen, was ich auch tat, um der schniefenden Frau etwas zu entgehen.

Ich sah ihn wieder!

Zuerst fiel mir der dunkle Hut auf. Der Mann mit den ungewöhnlichen Augen musste nach mir in die Kabine gestiegen sein. In dem Gedränge war das leicht zu übersehen.

Unsere Blicke trafen sich nicht, denn er hatte sich zur Seite

gedreht, sodass ich höchstens sein Profil hätte sehen können, wenn die Krempe nicht so weit nach vorn gebogen gewesen wäre.

Der Fahrstuhl ruckte an. Ich musste in die vorletzte Etage, in der es die Hörbücher zu kaufen gab.

Zum Glück war ich jemand, der auch abschalten konnte. Den Mann vergaß ich einfach und dachte nur daran, dass ich bald aussteigen konnte. In der dritten Etage war es dann so weit. Ich verließ den Lift zusammen mit einigen anderen Leuten und schob mich dabei nur Zentimeter für Zentimeter voran.

Den Mann mit dem schwarzen Hut sah ich nicht mehr. Ich wusste auch nicht, wo er den Aufzug verlassen hatte. Zeit genug war ihm ja gegeben worden. Die schniefende Person blieb auch jetzt in meiner Nähe, als wollte sie mich mit ihren Bazillen verseuchen.

Es war eine Wohltat, in der dritten Etage zu sein, nicht nur im Vergleich mit der Enge des Aufzugs, sondern auch mit der im Bereich des Eingangs.

Es kam mir auch nicht so warm vor, und ich atmete zunächst mal tief durch.

Danach begann wieder die Orientierungsphase. Ich hätte auch zu einem Info-Stand gehen können, aber das ersparte ich mir, denn ich hatte ja Augen im Kopf.

Zu den Videos ging es nach rechts, doch die Hörbücher fand ich auf der linken Seite. Regale und Tische waren mit den unterschiedlichsten akustischen Büchern vollgepackt. Ich wusste gar nicht, dass es mittlerweile so viele gab. Das fing bei der Weltliteratur an - Shakespeare war besonders vertreten -, führte über die Belletristik bis hin zu Sachbüchern und auch zu den Kinderkassetten.

Alles war gut aufgebaut und gut geordnet worden. Da musste man sich einfach zurechtfinden.

Ich interessierte mich mehr für die Sachbücher. Jane Collins und Sarah Goldwyn wollte ich damit beglücken, was allerdings

nicht einfach war, denn beide hatten mir nicht gesagt, wofür sie sich speziell interessierten. Außerdem wollte ich sie überraschen, und so hatte ich die Qual der Wahl. Ich dachte auch an Shao. Möglicherweise fiel für sie auch noch etwas ab. Johnny Conolly zu beschenken, sparte ich mir, auch wenn es mein Patenkind war. Johnny war dem Kindesalter längst entwachsen. Und Sheila, seine Mutter, sollte etwas für ihn besorgen. Ich hatte ihr schon das Geld zukommen lassen.

Was für Sarah und Jane?

Ich trat zuerst an einen der Tische heran und schaute dort nach. Da lagen die CDs durcheinander. Mal einzeln, mal im Dreier- oder sogar Sechserpack.

Großen Bock auf Sachliteratur hatte hier wohl niemand, denn ich befand mich allein am Stand. So konnte ich in Ruhe auswählen und hatte trotzdem die Qual der Wahl.

Zu wissenschaftlich sollte es nicht sein. Und es musste auch ein Thema sein, das beide interessierte. Grusel-Kassetten fand ich hier natürlich nicht, aber Abhandlungen über bestimmte Themen, die ins Reich der Esoterik gehörten.

War das das Richtige? Oder hatte Sarah diese Bücher nicht bereits in ihrer Bibliothek stehen?

Ich wusste es nicht. Geriet in Zweifel. Fing deshalb an, mich zu ärgern und dachte auch daran, einfach den Buchladen zu verlassen und Weihnachtsgeschenke über das Internet zu bestellen. Aber da musste ich ebenfalls wissen, was gewünscht wurde. Hätte ich die beiden gefragt, dann hätten sie nichts gesagt.

Verdamm auch ...

Ich schaute trotzdem weiter und wollte mir die Regale ebenfalls vornehmen.

Etwas störte mich.

Ich wusste nicht was. Es war auch nicht zu sehen, aber jemand hielt sich in meiner Nähe auf.

Rechts und links war nichts. Da malte sich keine Gestalt ab.

Da wurde auch kein Schatten auf dem Boden hinterlassen.  
Blieb nur noch die Stelle hinter mir.

Ich drehte mich um.

Vor mir stand der Mann mit den dunklen Augen!

\*\*\*

Damit hatte ich nicht gerechnet, obwohl ich ihn nicht vergessen hatte. Doch jetzt war er da. Er hätte in der recht leeren Abteilung auch überallhin gehen können, es war Platz vorhanden. Nein, er hatte es nicht getan und sich dicht hinter mich gestellt.

Jetzt stand er vor mir!

Ich sagte nichts. Ich hielt auch meine Überraschung im Zaum, aber ich wusste, dass er etwas von mir wollte. Mit seinem dunklen Hut und in seinem dunklen Mantel sah er aus wie ein düsterer Todesbote aus einer anderen Welt. Obwohl er die Krempe nach unten gedrückt hatte, gelang es mir, einen Blick in seine Augen zu werfen, und wieder drang der Vergleich in mir hoch, in dunkle Teiche zu schauen, die einen roten Schimmer bekommen hatten.

Bartschatten auf der bleichen Haut. Fast farblose Lippen, und noch immer waren die Hände des Mannes in den Taschen versteckt, als gäbe es dort etwas Besonderes zu beschützen.

Er wollte etwas von mir, das stand fest. Aber ich wusste nicht, was ich mit ihm zu tun hatte. Und ich ging davon aus, dass er mich nicht nur einfach sprechen wollte. Hinter dieser glatten Gesichtsfassade verbarg sich etwas Unheimliches, dessen Sinn mir noch verborgen blieb.

»Kennen wir uns?«, fragte ich.

»Ich dich schon.«

»Ah ja ...?«

Er nickte.

Ich war plötzlich in Alarmstimmung versetzt worden. Auch

wenn ich mir schlecht vorstellen konnte, dass er hier durchdrehte, musste ich doch mit allem rechnen.

Ich hatte mich etwas zurückbewegt, kam aber nicht weiter weg, denn hinter mir befand sich der Tisch mit den Kassetten, und der war recht schwer.

»Woher kennen wir uns?«

»Du bist bekannt.«

»Leider zu viel.« Ich war es satt, das Spiel noch länger mitzumachen. »Jetzt sagen Sie mir endlich, was Sie von mir wollen und warum Sie mich verfolgt haben!«

Er veränderte die Haltung seines Kopfes ein wenig, damit er mich anschauen konnte.

Die Augen waren mir bei ihm zuerst aufgefallen, und jetzt sah ich sie aus der Nähe.

Ja, sie waren dunkel! Aber nicht nur, denn die Farbe hatte sich tatsächlich verändert. Ich wollte es kaum glauben, weil es einfach unwahrscheinlich war, aber es stimmte.

Die Augen waren rot.

So rot wie Blut!

\*\*\*

In diesem Augenblick wusste ich, dass der Mann nicht »normal« war. Er sah zwar aus wie ein Mensch, aber er würde nicht so handeln. Erst recht nicht bei mir.

Das Kreuz hatte sich bei mir nicht »gemeldet«, deshalb war ich auch nicht so misstrauisch gewesen, doch nun sahen die Dinge anders aus. Diese verfluchten Augen konnten keinen normalen Ursprung haben. Ich bezweifelte auch, dass es einzig und allein an der Farbe lag, denn sie waren richtig mit Blut gefüllt. In ihnen lag eine Flüssigkeit, die nur nicht hin- und herschwappete, weil er sich nicht bewegte.

Meine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, und dabei nickte ich ihm jetzt zu.

»Sie sehen etwas seltsam aus, Mister. Davon abgesehen, möchte ich gern wissen, warum Sie mich verfolgen. Sie haben mir den Grund noch immer nicht gesagt.«

»Du stehst auf der Liste, Sinclair.«

»Schön, dass Sie meinen Namen kennen. Da sind Sie mir einen Schritt voraus.«

Ich breitete meine Arme aus und legte sie auf die Kante des Tisches.

»Aber Sie haben mir noch immer nicht erklärt, was Sie von mir wollen.«

Er gab die Antwort. Doch zuvor bewegte er seine Augen. Und da hatte ich den Eindruck, als würde es in den Pupillen schwappen. »Es ist ganz einfach. Ich bin ausersehen worden, um dich zu töten.«

Damit hatte ich zwar nicht gerechnet, aber es warf mich auch nicht um. Ich merkte nur, wie sich mein Magen leicht zusammenzog, und auch die Haut an meinen Wangen zuckte.

Typen, die mich töten wollten, gab es genügend auf der Welt. Ich hatte mir einfach zu viele Feinde gemacht. Weniger bei den Menschen, als bei den dämonischen Kreaturen. Wozu er zählte, war mir nicht klar. Er konnte beides sein, ein Mittelding, aber er war bestimmt nicht ohne Motiv geschickt worden.

»Hier wollen Sie mich töten?«

»Ja.«

»Das scheint nicht eben der richtige Ort zu sein, Mister. Es gibt Zeugen. Man wird Sie jagen. Außerdem ist es nicht ganz leicht, einen Menschen umzubringen.«

»Für mich schon«, erklärte er.

Der Mann war bisher die Ruhe selbst gewesen. Man konnte behaupten, dass er in sich ruhte, doch damit war es jetzt vorbei.

Die rechte Hand zuckte aus der Tasche. Sie fuhr dabei mit einer sehr schnellen und schattenhaften Bewegung in die Höhe.

Ich sah, was sie die ganze Zeit über festgehalten hatte. Es war ein Messer mit langer dunkler Klinge, das er nicht eben sehr

hoch anhob, sondern nur in Höhe des Gürtels.

Aus dieser Lage stieß er zu!

\*\*\*

Der kleine Bahnhof lag an einem Ort am Ende der Welt!

Vor Jahren hatte es mal anders ausgesehen. Da hatten hier noch Züge gehalten, doch in den letzten zehn Jahren war dies nicht mehr vorgekommen.

Man hatte den Bahnhof aus dem Verkehr gezogen und ihn sich selbst überlassen.

So gammelte er vor sich hin. Die Natur bekam endlich die Chance, sich auszubreiten. Sie konnte wuchern. Sie konnte ihre Pflanzenarme in alle Richtungen strecken, und es hatte nicht lange gedauert, da waren die Gleise nicht mehr zu sehen.

Das Gebäude allerdings blieb stehen, und es war zu einem Spielball einer launischen und wechselhaften Natur geworden. Hier oben in den Bergen herrschten starke Schwankungen. Hitze und Kälte. Regen, Schnee, aber auch Trockenheit prägten das Gebiet in den Bergen, das im Sommer von Pilgern durchquert wurde, im Winter jedoch trostlos und verlassen war, wie auch der alte Bahnhof.

Bei starkem Wind wurden manchmal Schindeln von den Dächern gefegt. Dann vergrößerten sich die Lücken, und der Regen hatte wieder mehr Platz, in das Gebäude einzufallen.

In der kleinen Bahnhofshalle lagen Pfützen. Feuchte Schlangen hatten die Wände durchkrochen und dafür gesorgt, dass ein Teil des Putzes abgefallen war. Er lag auf dem Boden, wo er aussah wie grau gewordener Schnee.

Dabei war die Landschaft um die verlassene Station herum fast perfekt. Wie aus dem Bilderbuch herausgeschnitten. Die hohen Berge, die tiefen Täler und natürlich der Schnee, der als dünne Schicht um den alten Bahnhof herumlagen. Wenn die Sonne am Tag schien, taute er an bestimmten Stellen weg. In

schattigen Gegenden blieb er liegen, wie auch weiter oben, wo die hohen Bergspitzen der Pyrenäen bereits eine dicke weiße Haube bekommen hatten.

Weiter im Süden hatte der Winter bereits richtig Einzug gehalten. Da hatte er sich praktisch in das Land hineingefressen und dem Land Spanien Rekordtemperaturen im Minusbereich gebracht. Aber diese Gebirgsmulde war von den Kapriolen des Wetters ausgespart worden, worauf man sich allerdings nicht verlassen konnte, denn schon eine Nacht oder einen Tag später konnte sich das alles ändern.

Es brauchte nicht besonders windig zu sein, um die unheimlichen Geräusche zu erzeugen, die entstanden, wenn der Wind die alte Station umwehte. Er wehte jammernd um die Ecken. Er pfiff in Ritzen hinein. Er rappelte an halb zerfetzten Fensterläden oder Rollos. Er suchte sich die Lücken im Dach und sorgte innerhalb der Station für scharfen Durchzug.

Auch dort hatte die Natur im Laufe der Jahre zugegriffen. Der Boden war gekachelt, und einige dieser kleinen Vierecke hatten dem Druck von unten nicht standhalten können. Sie waren aus dem Verbund herausgedrückt worden, und durch diese Lücken hatten sich Gräser geschoben und einen kleinen Teppich aus Unkraut gebildet.

Hierher verirrte sich in den kalten Monaten niemand. Selbst die meisten Pilger des Jacobswegs ließen die Station links liegen. Sie sah ihnen einfach zu verfallen aus. Und was so aussah, gab auch kaum Schutz.

Und doch gab es Menschen, die die alte Station nicht vergessen hatten. In der Regel waren es Schmuggler, die über die Berge zogen, zumeist von Süden nach Norden. In Spanien wurde die Ware aufgeladen und auf verschlungenen Pfaden nach Frankreich gebracht.

Selbst im Zeitalter des Internets und der Satellitenaufklärung konnte darauf nicht verzichtet werden, denn in dieser wilden Gegend waren Kontrollen verdammt schwierig durchzuführen.

Vor allem Rauschgift, aber auch Zigaretten wurden über die Berge geschafft, und da nahmen die Schmuggler auch das Risiko des Winters in Kauf.

Sandro und Jorge gehörten dazu. Sie waren Brüder und arbeiteten auf eigene Rechnung und nicht für die großen Bosse in Madrid, Barcelona oder Toulon. Sie gehörten zu denen, die schon seit Jahren die einsamen Pfade gingen und sich durch den Schmuggel ihren Lebensunterhalt verdienten. Früher war es leichter gewesen, denn da stammten auch die Polizisten aus der Region. Man kannte sich, und so ging es den Brüdern recht gut. Wenn es ihnen gut ging, dann lebten auch die Familien in einem relativen Wohlstand.

In den letzten Jahren hatte sich das schleichend verändert. Die Regierungen beider Länder hatten Druck gemacht, und so waren die Zöllner und Polizisten ausgewechselt worden, profitierten auch von den Erfahrungen ihrer Vorgänger, und für die Schmuggler war es verdammt schwer geworden, ihre Waren von einem Land ins andere zu schaffen.

Zwei Mal waren die Brüder in Fallen gelaufen. Die erste Strafe war nicht so empfindlich gewesen, die zweite schon, da hatten sie hinter Gitter gemusst und waren für zwölf Monate weg vom Fenster gewesen.

An einen Jobwechsel oder gar Aufgabe dachten sie nicht im Traum. Nein, sie machten weiter und waren nur vorsichtiger geworden. Außerdem hatten sie andere Wege erkundet, und sie änderten immer wieder die Route.

Der Winter hatte ihnen schon einen Strich durch die Rechnung gemacht, aber bevor alles zuschneite und sie mit ihrem Geländewagen nicht mehr weiterkamen und sich nur auf die Mulis verlassen konnten, wollten sie noch eine große Fuhre nach Frankreich bringen. Sie hätten es auch geschafft, wenn nicht der alte Jeep kurzerhand seinen Geist aufgegeben hätte. Der Motor streikte. Er hatte gekratzt, er hatte geröchelt, er hatte gequalmt, er hatte einfach alles getan, was er nicht hätte tun

sollen, und dann war mit der Herrlichkeit Schluss gewesen.

Kein Weiterkommen mehr. Nicht durch Fluchen und gute Worte war der Wagen zu bewegen, auch nur einen Meter weiterzufahren. Sie mussten aussteigen und den Jeep stehen lassen.

Und das mitten auf dem Berg. Das heißt, sie hatten die Kuppe noch nicht überwunden. Die lag dort, wo sich die Umrisse des alten Bahnhofs abmalten. Auch für die Bahn früher war diese Station der höchste Haltepunkt gewesen. Von dort aus war es dann nur bergab in die anderen Täler gegangen, und jetzt waren auch sie am Ende der Strecke angekommen.

Beide Brüder hatten den Wagen verlassen. Er war bis zur Decke voll mit Zigaretten gepackt worden. In einigen Packungen hatten sie leichtes Rauschgift versteckt. Marihuana, nicht mehr. Gras, das seine Abnehmer immer fand. Besonders im Süden Frankreichs. Doch von einer guten Einnahme konnten sie vorerst nur träumen.

»Scheiße, Scheiße!«, fluchte Jorge und trat wütend gegen den rechten Vorderreifen. »Ich habe dir immer gesagt, dass wir anders handeln müssen, mehr wie Geschäftsleute. Wir hätten uns längst einen neuen gebrauchten Wagen zulegen müssen.«

Sandro war der Ältere von beiden und auch der Gelassenere. »Was regst du dich auf? Wir haben darüber gesprochen und sind zu der Meinung gekommen, dass wir kein Geld haben. Wir wollten die letzte Fuhre noch abwarten.

»Das ist die letzte Fuhre.«

»Weiß ich.«

»Toll. Und was haben wir davon?«

Sandro schlug seinem Bruder locker auf die rechte Schulter.  
»Lass uns nachdenken.«

»Super. Darauf freue ich mich schon. Hast du denn eine verdammt Idee?«

Sandro drehte den Kopf und schaute den steinigen und von einigen Schneeflocken bedeckten Hang hoch, an dessen Ende

sich der Bau der alten Station abzeichnete.

»Und?«, drängte Jorge.

Gelassen drehte sich Sandro um. »Wir werden den Jeep leer laden und das Zeug nach oben schaffen, wo wir es verstecken können. Es wird so lange dort liegen bleiben, bis wir zurückkehren.«

»Super. Und wann wird das sein?«

»Keine Ahnung. Das richtet sich ganz nach dem Wetter.«

»Schnee und Sturm.«

»Klar.«

»Dann kann die Ware möglicherweise den ganzen Winter dort liegen.«

»Ja, das ist auch möglich. Aber wir werden dafür sorgen, dass es nicht so weit kommt.«

Jorge wusste, dass es nichts brachte, wenn er sich aufregte, auch wenn er innerlich kochte. Man musste sich mit den Tatsachen abfinden, die nun mal gegen sie sprachen.

Er schaute auf den Jeep und fragte: »Was machen wir mit der Kiste?«

»Weg damit.«

»Wie?«

»Wir schieben den Wagen über den Rand und lassen ihn in die Schlucht rollen. Das ist die beste Möglichkeit. Wir setzen unseren Weg zu Fuß fort. Oder hast du eine bessere Idee?«

»Nein, Bruderherz, die habe ich nicht. Ich frage mich nur, in welche Richtung du gehen willst. Nach Süden oder nach Norden?«

»Nach Norden. Frankreich ist näher. Und da besorgen wir uns einen Wagen, fahren wieder hoch und holen die Ladung ab. Das genau ist mein Vorschlag.«

Jorge überlegte. Er dachte recht lange nach. In der Zwischenzeit zündete sich sein Bruder eine Zigarette an und saugte den Qualm tief ein.

Er ging mittlerweile auf die fünfzig zu, und das Leben hatte

in seinem Gesicht Spuren hinterlassen. Geblieben allerdings war die Farbe der Augen, die so faszinierend schauen konnten in einem hellen Blau.

Jorge der fast zehn Jahre jünger war, konnte davon nur träumen. Er sah auch mehr aus wie ein Bandit, was an seinem üppigen Bart lag, der fast das gesamte Gesicht bedeckte.

»Einverstanden, Jorge?«

»Muss ich ja wohl.«

Sandro warf die Kippe weg. »Okay, dann lass uns beginnen. Ich schätze, dass wir es in zwei Partien schaffen und vor dem Dunkelwerden fertig sind.«

»Alles klar.«

Für Notfälle waren die Schmuggler gerüstet. Sie nahmen immer Rucksäcke mit, die zusammengequetscht zwischen den Sitzen lagen. Die Männer füllten sie mit den Zigarettenstangen, bis wirklich nichts mehr hineinpasste.

Dann begannen sie mit der ersten Tour. Die alte Station war zwar zu sehen, und mit einem fahrbaren Untersatz wäre es auch kein Problem gewesen, sie zu erreichen, aber zu Fuß zog sich der Weg doch hin. Besonders, wenn es auch um Zeit ging, die den Brüdern im Nacken saß.

Sie gaben nicht auf, sondern schlepten ihre Beute weiter und legten sie im alten Bahnhof ab, der so menschenleer und der Natur überlassen war.

Einige Minuten ruhten sie sich aus. Trotz der kalten Wittring waren sie ins Schwitzen gekommen. Sandro gab das Zeichen zum Abmarsch, und sie gingen den gleichen Weg wieder zurück, was ihnen bergab natürlich leichter fiel.

Die Rucksäcke reichten gerade aus, um auch die letzte Ladung aufzunehmen. Zusätzlich hatten sich die Männer noch die Taschen vollgestopft. Erst dann kümmerten sie sich um den alten Jeep. Sie drehten ihn so, dass er mit der leicht angerosten Kühlerschnauze zur Wegkante hin stand. Dahinter ging es recht steil nach unten.

Die Handbremse hatten sie gelöst. Dann mussten sie nur noch schieben.

Der Jeep, der ihnen jahrelang die Treue gehalten hatte, rumpelte über den Rand hinweg. Er kippte dann nach vorn und wurde plötzlich verdammt schnell.

Die Brüder schauten ihm nach. Die ersten Meter rutschte er noch normal hinab ins Tal. Dann aber tauchten die großen Steine auf, gegen die er stieß. Durch die Gegenstöße wurde er aus der Bahn gebracht. Er verlor die Richtung und ebenfalls das Gleichgewicht. Der Jeep hielt sich nicht mehr auf seinen Rädern, er bekam noch mehrere Stöße ab, kippte zur Seite und rutschte dann wie auf einer glatten Eisfläche in die Tiefe. Er riss Geröll und kleinere Steine mit sich. Eine Staubwolke hüllte ihn ein.

Jorges Mundwinkel zuckten. Er salutierte mit der rechten Hand. »Adios, muchacho. War eine gute Zeit mit dir. Aber besser, du bist kaputt als ich.« Danach lachte er kehlig und drehte sich um.

Sandro blieb noch stehen, um den Weg zu verfolgen. Inzwischen war auch die Zeit fortgeschritten. Tief im Tal war die Dunkelheit bereits Sieger geblieben, und so hatte es den Eindruck, als würde der alte Jeep in einen finsternen Schlund rutschen, um sich nie mehr daraus zu erheben.

»Auf geht's, Bruder!« Sandro grinste hart. »Das packen wir schon. Keine Sorge.«

»Du willst noch in die Dunkelheit runter?«

Sandro blieb stehen. »Wieso nicht? Oder willst du in der Station übernachten?«

»Daran habe ich fast gedacht.«

»Quatsch. Das kommt nicht in Frage. Wir werden uns auf den Weg machen. Vor Mitternacht können wir das erste Dorf erreicht haben.«

»Willst du da auch einen neuen Wagen besorgen?«

»Nein, nur schlafen.«

»Das ist gut.«

»Wir werden am Tag weiter nach Norden gehen. Oder fahren. Wir leihen uns ein Auto. Nur keines knacken. Keine Spuren hinterlassen. Hast du verstanden?«

»Bin im Bilde.«

»Vamos!«

Jorge sagte nichts mehr. Er wusste ja, dass sein Bruder im Prinzip Recht hatte, aber er ärgerte sich so, dass sie das Pech gehabt hatten, und da hatte er dem Ärger einfach freie Bahn lassen müssen. Er war eben so.

Wieder kämpften sie sich den Weg hoch, und sie waren nicht schneller als die Dunkelheit, denn sie holte sie unterwegs ein. Es gab kein Licht, der Himmel über ihnen war dunkel und der Mond war nicht zu sehen. Sterne erst recht nicht. Alles schien sich gegen sie verschworen zu haben, aber sie machten weiter, und Sandro hatte seine Taschenlampe hervorgeholt. Sie gab nicht viel Licht, aber die Kraft reichte aus, um zumindest die größten Unebenheiten auf dem Boden erkennen zu können.

Jorge kam noch immer nicht mit der neuen Lage zurecht. Deshalb entwischte ihm auch das eine oder andere Mal ein Fluch.

Wieder spürten sie den scharfen Abendwind, der gegen ihr Gesicht blies. Es war nicht zu kalt, aber sie hatten beide das Gefühl, als würden kleine Glasscherben in ihre Haut ritzen.

Weitergehen. Nur keine Müdigkeit vortäuschen. Immer an das Ziel denken. An den Erfolg, an das Geld, das mit Schmuggelware zu verdienen war. Besonders mit dem Gras. Das zu rauchen, war wieder modern geworden und hatte die Preise in die Höhe getrieben.

Beide kamen sich vor wie im Winter, wenn sie mit ihren Lasteseln über die alten Schmugglerpfade gezogen waren. Da waren sie noch jünger gewesen und hatten das mehr als ein wildes Abenteuer aufgefasst. Jetzt war es für sie Stress und Anstrengung.

Sie packten es. Zwar hatte der Weg diesmal länger gedauert, und ihre Knie waren weich und zittrig geworden, doch die Station erschien ihnen wie ein Rettungsanker, und sie schlurften mit letzter Kraft unter das schützende Dach.

»Jaaa ...!«, brüllte Jorge, ballte die Hände zu Fäusten und riss die Arme hoch. »Wir haben es gepackt, Bruder. Wir sind endlich durch, verstehst du?«

»Alles klar.«

Es stand noch eine alte Bank in der Ecke. Sie sah zwar brüchig aus, hielt jedoch dem Gewicht eines Mannes stand, das hatten die Brüder schon ausprobiert.

Sandro ging auf die Bank zu, riss sich den prall gefüllten Rucksack von der Schulter und ließ sich auf das Holzgestell fallen. »Ah, das tut verdammt gut.«

»Alt geworden, wie?«

Sandro lachte abgehackt. »Nicht alt geworden, sondern älter, mein Lieber.«

»Ja, das sieht man.«

»Hör auf.«

Jorge winkte lässig ab. »Ruh dich mal aus, Bruder. Ich werde das Zeug verstauen.«

»In Ordnung.«

Sie hatten schon einen Platz für die erste Ladung gefunden. Es war ein kleiner Raum, der früher als Büro des Stationsvorstehers gedient hatte. Es gab sogar noch die Tür, die sich öffnen und schließen ließ. Da hatten sie die Schmuggelware gestapelt. Zwar gab es noch ein offenes Fenster, durch das der Wind pfiff und auch jemand eindringen konnte, aber eine bessere Möglichkeit zur Aufbewahrung der Waren gab es nicht.

Auch hier war es dunkel geworden. Jorge hatte zwar die Lampe mitgenommen und ließ den Lichtkegel auch über den Boden tanzen, aber mit einer Deckenleuchte war das nicht zu vergleichen. Hinzu kam, dass an vielen Stellen die Fliesen

aufgerissen waren und sich so Löcher aufgetan hatten.

Zwei Mal stolperte Jorge, konnte sich aber fangen und fluchte wieder. Fünf Minuten später hatte sich seine Laune gebessert. Da war es ihm gelungen, die Ware zu verstauen.

Einigermaßen zufrieden kehrte er zu seinem Bruder zurück. Sandro wartete noch immer auf der Bank sitzend auf ihn. In der Dunkelheit sah er aus wie eine Schattengestalt.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte er.

Sandro gab keine Antwort.

»He, Bruderherz, schlafst du?«

Wieder hörte er nichts.

Jorge war es leid. Er fasste den rechten Arm des Bruders an, um ihn durchzurütteln. Dazu kam es nicht, denn plötzlich kippte ihm Sandro entgegen. Er wäre auch an Jorge vorbei gefallen, wenn dieser nicht sofort zugegriffen und ihn gehalten hätte.

Er starnte nach vorn, und er sah, wie Sandros Kopf vor- und zurückpendelte. Aber das war nicht alles. Er bekam auch mit, dass sich von seinem Hals Tropfen lösten und gegen den Boden klatschten.

»Nein, nicht...«

Jorge war plötzlich durcheinander. Aber er schaffte es noch, seine Hand gegen Sandros Kehle zu legen. An der Haut spürte er die schmierige Feuchtigkeit, zog die Hand wieder zurück, drückte den leblosen Körper neben sich gegen die Rückenlehne, starre dann auf seine dunkle, mit Blut befleckte Handfläche und wusste plötzlich genau, was mit Sandro geschehen war.

Jemand hatte ihm die Kehle durchgeschnitten!

\*\*\*

»Neeeeiiinnnn!«

Es war schon ein beinahe unmenschlicher Schrei, der aus dem

Mund des Schmugglers drang. Und dieser Schrei echte durch die kleine Station, als würde er von Tausenden kleiner Teufel wiederholt, die allesamt ihre Mäuler weit aufgerissen hatten.

Es war so unbeschreiblich grausam, dass Sandro keine Worte für diesen Vorgang fand. Er war auch nicht mehr in der Lage, einen zweiten Schrei abzugeben. Den schien eine unsichtbare Kraft zurück in seine Kehle gestopft zu haben.

Jorge saß wie eingefroren auf der Bank und war nicht mehr fähig, über etwas nachzudenken. Er sorgte nur dafür, dass sein Bruder nicht nach vorn kippte und auf den Boden schlug, als hätte man ihn einfach weggeworfen.

Jorge saß fassungslos da. Er war geschockt.

Sandro ist tot!

Zuerst kam ihm der Gedanke wie ein Flüsterton vor, der durch sein Gehirn wehte. Aber dieses Flüstern steigerte sich. Es wurde lauter, es verwandelte sich in eine Stimme, und diese Stimme endete schließlich in einem Schrei, der nicht akustisch zu hören war, sondern durch seinen Kopf gellte.

**SANDRO IST TOT!**

Immer wieder vernahm er diesen Schrei in seinem Kopf. Jorge merkte auch, dass es mit ihm bergab ging. Ein plötzlicher Schüttelfrost überkam ihn und sorgte dafür, dass seine Zähne aufeinander schlügen. Er konnte nichts mehr unternehmen. Er konnte seinen Bruder nicht wieder zurück ins Leben rufen.

Sandro war tot. Einfach so. Jemand hatte ihm die Kehle durchgeschnitten. Sein Blut war auf den Boden getropft, als hätte es eine letzte Spur hinterlassen wollen.

Jorges Panik ließ nur allmählich nach. Er beschäftigte sich auch mit den Realitäten, und sie sahen für ihn folgendermaßen aus: Sandro hatte bestimmt kein Messer gezogen und sich selbst die Kehle durchgeschnitten. Das musste jemand anders getan haben. Einer, der hier gelauert hatte, der ein Killer war, und der noch immer hier lauerte, wobei er den Schutz der Dunkelheit ausnutzte und sich perfekt versteckt hielt.

Warum? Wer tat so etwas? Konkurrenten? Leute, denen sie ein Dorn im Auge waren?

Nein, das konnte sich Jorge beim besten Willen nicht vorstellen. Soweit ging der Kampf nicht, denn sie waren in diesem Spiel um Macht und Geld nur kleine Lichter. Bei ihnen ging es nicht um Millionen, sie wollten nur den Lebensunterhalt für sich und ihre Familien sichern und sie weg von der Armut bringen.

Um was also ging es? Warum hatte Sandro sterben müssen? Wer hauste und versteckte sich hier in dieser einsamen Station?

Sein Bruder hatte niemandem etwas getan, um auf eine derartige Art und Weise getötet zu werden.

Jorge wünschte sich, alles nur geträumt zu haben, aber das war leider nicht der Fall. Neben ihm saß jemand, der seinen starren und kalten Körper gegen ihn gedrückt hatte, als wollte er um ein wenig Wärme bitten, die ihn Jorge nicht geben konnte.

Er dachte jetzt wieder weiter. Und seine Gedanken drehten sich dabei um den Killer. Er selbst hatte ihn nicht gesehen. Die Bestie war lautlos gekommen und ebenso lautlos wieder verschwunden.

Aber war die Person wirklich weg? Hatte sie die Flucht ergriffen, nachdem ihre Aufgabe erledigt war?

Er konnte es sich nicht vorstellen. Es hatte ja nicht nur Sandro gegeben, es gab auch ihn, und wenn er einen Schritt weiter dachte, dann konnte er nur zu einem Resultat gelangen.

Ich bin ein Zeuge, dachte Jorge. Verdammtd, ich bin ein Zeuge, auch wenn ich den Killer nicht gesehen habe. Aber er hat mich gesehen. Er lauert sicherlich in der Dunkelheit und wartet auf eine günstige Gelegenheit, um auch mich killen zu können.

Ihm wurde bewusst, dass er noch immer die Taschenlampe brennen hatte. Sie lag jetzt auf seinem Schoß und strahlte nach links, auch über die Beine des Toten hinweg.

Jorge sah, dass der Lichtkegel einen Kreis an die Wand malte, aber dort und auch in dem hellen Arm bewegte sich nichts. Mit zitterigen Fingern fasste er die Lampe an und hob sie hoch.

Es fiel ihm nicht leicht, sie zu schwenken, denn zugleich fürchtete er sich davor, den Killer zu erwischen, sodass dieser auf ihn aufmerksam wurde.

Mit offenem Mund und den Atem für einen Moment anhaltend, saß er auf der alten Bank und bewegte seine rechte Hand. Viel Licht gab die Lampe nicht ab, aber es reichte aus, um die Finsternis in der Station zu vertreiben.

Die Wände klebten vor Dreck. Auch hier hatten sich Pflanzen in die Höhe gedrückt oder waren durch irgendwelche Spalten gekrochen, um Luft zu bekommen.

Der Durchgang zum offenen Teil des Bahnhofs war auch noch vorhanden. Die alten Gitter standen noch, auch wenn sie inzwischen Rost angesetzt hatten.

Dort bewegte sich auch nichts. Es stand auch kein Fremder nahe der Gitter. Alles war so anders geworden und doch gleich geblieben. Etwas hatte sich zwischen den Wänden eingenistet.

Es war kein Killer vorhanden. Wenigstens nicht auf den ersten Blick hin.

Jorge wusste nicht, ob er sich darüber freuen sollte oder nicht. Er hätte gern gewusst, wer seinem Bruder so grausam das Leben genommen hatte, aber es war niemand zu sehen. Er und der Tote waren allein.

Jorge zog die Lampe wieder zu sich heran und schaute zu, wie der Lichtkegel über den Boden wanderte. Sein Herzschlag hatte sich noch immer nicht beruhigt. Er fühlte sich eingekesselt. Von unsichtbaren Feinden umlauert, und er wollte plötzlich nicht mehr auf seinem Platz bleiben und dem toten Bruder Halt geben.

Er musste aufstehen. Er musste sich bewegen. Und er wollte dabei darüber nachdenken, wie es weitergehen sollte. Er musste von nun an egoistisch sein. Seinem Bruder konnte

niemand mehr helfen, der hatte es hinter sich, aber es gab noch ihn, und Jorge stellte für den unheimlichen und gnadenlosen Killer durchaus eine Gefahr dar.

Er versuchte, den toten Sandro so hinzusetzen, dass er nicht umkippte. Es war schwer genug, und er schaffte es auch nicht, denn immer wieder wollte sich die Leiche selbständig machen. So blieb ihm nichts anderes übrig, als den Toten auf die Bank zu legen, denn auf den schmutzigen Boden wollte er die Leiche nicht legen.

Dass sie abgeholt und ins Tal gebracht werden musste, war ihm klar. Doch diese Dinge lagen noch in einer für ihn fernen Zukunft. Zunächst galt die Sorge ihm selbst. Wenn möglich, dann wollte er den Mörder noch hier oben stellen.

Jorge stand auf. Erst bei dieser Bewegung merkte er, wie steif er geworden war. Dazu hatte auch die Kälte ihren Teil beigebracht. Er streckte sich, er drückte die Beine durch, leuchtete wieder nach vorn - und zuckte zusammen, als ihn ein Tropfen mitten auf dem Kopf erwischte.

Das Dach warleck. Es regnete an verschiedenen Stellen durch, es sammelte sich auch überall Wasser, doch das alles war kein Grund misstrauisch zu sein.

Aber an diesem Tag hatte es nun mal nicht geregnet. Und zuvor waren ebenfalls keine Tropfen nach unten gefallen. Warum jetzt?

Er blickte hoch und strahlte auch mit der Lampe gegen die Decke. So ganz schaffte er es nicht mehr, weil er in einem Reflex die Augen schloss, als wieder ein Tropfen fiel.

Der klatschte mitten in sein Gesicht!

Jorge schüttelte sich. Er wollte den Tropfen wegwischen. Dann aber merkte er, wie er an seinem Gesicht nach unten rann und dabei den Weg über die rechte Wange nahm. Nur lief er anders als normales Wasser. Viel Zäher, fast schon fettiger.

Jorge hob seine linke Hand. Mit dem Finger fing er den Tropfen ab, bevor dieser seinen Mund erreichte.

Dann schaute er nach.

Der Schein der Lampe strahlte den Zeigefinger an, und genau in diesem Augenblick sah Jorge, was er da aufgefangen hatte. Das war kein Wasser, das war auch kein Öl, nein, es war Blut, und das war von oben aus der Decke getropft...

\*\*\*

Der Mann mit den Blutaugen stach zu, und ich trat zu!

Es kam hier wirklich auf den Bruchteil einer Sekunde an, wenn ich überleben wollte.

Das Messer besaß eine verflucht lange Klinge, die sich tief in meinen Körper gebohrt hätte, aber in diesem Fall war ich mal wieder um den berühmten Sekundenbruchteil schneller. Da machte sich mein langes Training bemerkbar, und dass ich praktisch immer im Einsatz war.

Ich traf ihn zuerst.

Der Fuß erwischte ihn unterhalb des Bauchnabels und dort, wo es wehtat. Ich wartete auf den Schrei, der aber folgte nicht. Dafür wurde der Mann mit den blutigen Augen nach hinten geschleudert und verwandelte sich in eine groteske Figur, als er beide Arme in die Höhe riss und mit dem Messer herumfuchtelte.

Mir war klar, dass ich nichts mehr als einen Anfangserfolg erzielt hatte. Dieser Typ hatte mich zu lange verfolgt, um aufzugeben, und das bewies er in der folgenden Sekunde.

Er stürzte auf mich zu.

Und er war verdammt schnell. Sein Mantel wehte. Er sah aus wie ein Zauberer, der einen Wutanfall erlitten hatte und jetzt aufräumen wollte. Und er war so schnell, dass ich nicht mal Zeit bekam, meine Beretta zu ziehen. Mit bloßen Händen musste ich mich gegen ihn verteidigen, was nicht eben einfach war.

Er schlug zu.

Ja, es sah aus wie ein Schlag, denn er führte seinen rechten Arm von oben nach unten und hatte vor, mich von der Seite her zu treffen. Sofort riss ich beide Hände in die Höhe und kam diesem verfluchten Hieb entgegen. Ich hatte gut gezielt. Es gelang mir, sein Handgelenk zu umfassen, aber ich hatte ein wahnsinniges Glück dabei, dass seine Waffenhand nicht noch ein winziges Stück nach unten rutschte, dann nämlich wäre ich zumindest an der Stirn getroffen worden.

Plötzlich erstarrten wir beide. Wir starnten uns gegenseitig an. Da er seinen Kopf schräg gelegt hatte, konnte ich sein Gesicht erkennen, obwohl er noch seinen Hut trug. Es war ein Gesicht mit einer sehr bleichen Haut, aber sie war recht dünn, und so sah ich, dass sie an einigen Stellen aufplatzte.

Blut quoll hervor.

In wirklich winzigen Tröpfchen oder Kügelchen drang es durch die offenen Poren und hinterließ auf der Haut ein makabres Muster. Der Mund war durch das Verziehen noch breiter geworden. Die kantige Nase sah aus wie ein Knochen, und aus seinen Augen lösten sich kleine rote Fäden, die dünn wie Spinnenbeine nach unten flossen und das Gesicht noch mehr zu einer Fratze machten.

Ich hörte ihn knurren. Ich hörte ihn atmen. Ich hörte irgendwo in der Nähe Schreie. Klar, dass unsere Auseinandersetzung nicht unbemerkt geblieben war, aber darum konnte ich mich nicht kümmern. Ich hoffte, dass es ihm nur auf mich ankam und nicht noch auf unschuldige Besucher der Buchhandlung.

Seine Kraft war enorm. Ich bekam den Druck voll mit und hatte große Mühe, dagegenzuhalten. Aber ich merkte auch, dass mein rechter Arm einsackte und die verdammte Messer spitze sich noch mehr meiner Stirn näherte.

In zwei, drei Sekunden hatte der Mann sein Ziel erreicht. Dann würde die Spitze des Messers in meine Stirn dringen, wenn nicht in eines meiner Augen.

Wieder tat ich das einzig Richtige.

Ohne das Handgelenk loszulassen, wuchtete ich meinen Körper nach links. Der Mann konnte nicht anders, er musste die Bewegung mitmachen, machte sie auch mit, und ich rammte mein Knie in die Höhe, wobei ich ihn wieder an der gleichen Stelle erwischte.

Abermals stolperte er zurück. Diesmal wurde er von dem Kassettenstisch aufgehalten. Er konnte sich nicht mehr fangen, kippte nach hinten und landete rücklings auf den zahlreichen CDs, die durch sein Gewicht in Bewegung gerieten.

Ich rannte auf ihn zu.

Dabei nahm ich am Rande wahr, dass sich in gebührender Distanz Zuschauer aufhielten, die wie eine Kulisse aus entsetzten Statisten wirkten.

Sie schrien nicht mehr. Sie waren stumm geworden. Dann heulte eine Sirene auf, und genau in diesem Augenblick hatte ich den Killer erreicht. Sein Hut saß jetzt schief. Er hatte den Oberkörper wieder hochgeschwungen, und mit seinem Messer vollführte er eine sensenähnliche Bewegung.

Beim Weiterlaufen wäre ich in den Stahl hineingerannt, aber ich drehte mich vorher weg, und so ging der Stoß wieder ins Leere.

Er schnellte vom CD-Tisch hoch.

Ich hämmerte ihm die Handkante in den Nacken.

Eigentlich hätte der Typ jetzt zusammenbrechen müssen. Er fiel auch nach vorn, ich bekam schon Hoffnung, aber er fing sich wieder und lief stolpernd weiter.

Plötzlich war ich nicht mehr sein Ziel, sondern der Aufzug. Er hatte Glück, denn in diesem Augenblick erreichte die Kabine die dritte Etage und spie einige Menschen aus.

Es waren Käufer. Es waren Menschen, die sich darauf konzentriert hatten, Geschenke zu kaufen, um anderen eine Freude zu machen. In einer entsprechenden Stimmung befanden sie sich, und sie wurden nun brutal aus diesem Gefühl herausgerissen, als die Gestalt auf den Lift zulief und damit auch auf sie.

Das Messer war nicht zu übersehen, und die Schreie der Menschen konnten nicht überhört werden.

Nicht alle waren ausgestiegen. Eine Person wollte noch in die vierte Etage fahren. Es war eine junge Frau in weißer Pelzjacke mit Kunstoffell. Sie sah, was passierte, sie drängte sich gegen die Rückwand, denn sie konnte es nicht wagen, die Kabine zu verlassen, sonst wäre sie dem Killer genau ins Messer gelaufen.

Das alles war mir klar geworden. Und ich war auch nicht stehen geblieben, sondern hatte die Verfolgung aufgenommen. Den Hundesohn noch vor dem Fahrstuhl zu erreichen, war die reine Utopie, denn das schaffe ich nie.

Den Menschen war nichts passiert. Sie hatten sich schreiend vor dem Monster in Sicherheit gebracht, nur eben die Frau in der hellen Pelzjacke nicht.

Sie kam auch nicht mehr weg. Mit einem letzten Sprung war der Killer in der Kabine verschwunden, wäre beinahe noch gegen sie geprallt, fing sich aber und drehte sich um.

Er sah mich kommen.

Ich hetzte mit langen Sprüngen auf die Kabine zu, die ich erreichen wollte, bevor sich die beiden Türhälften schlossen. Es geschah alles sehr schnell, und dennoch bekam ich die Dinge mit, als würden sie verlangsamt ablaufen.

Der Killer hatte sich die junge Frau gegriffen. Ja, anders war es nicht auszudrücken. Er hatte sie gepackt, sie herumgezerrt und sie bewegungslos wie ein Schild vor seinen Körper gerissen. Sie war sein lebendiger Schutz. Auch wenn ich die Waffe gezogen und geschossen hätte, ich hätte den Mann mit den Blutaugen nicht erwischt, sondern nur die junge Frau.

Ich wollte mit in die Kabine. Es würde eine Todesfahrt werden, doch die blieb mir erspart.

Bevor ich zum letzten Sprung ansetzen konnte, schlossen sich die beiden Hälften. Ich war noch so in Fahrt, dass ich nicht stoppen konnte und dagegenprallte. Als Schutz für mein

Gesicht riss ich im letzten Moment beide Hände hoch.

Der Aufprall war trotzdem hart. Ich stieß mich wieder ab und drehte mich um.

Den Leuchtziffern der Skala entnahm ich, dass sich die Kabine auf dem Weg nach unten befand. Es konnte sein, dass der Killer sie im Erdgeschoss mit seiner Geisel verlassen würde, und ich wünschte mir, dass die junge Frau noch lebte.

»Das ist ein Mörder!«, brüllte jemand.

»Er hat eine Geisel!«

»Verdammter, man muss was tun!«

Sie hatten gut reden, aber was sollten sie auch machen? Niemand von ihnen war in der Lage, diesen Mörder zu stoppen. Das blieb einzig und allein mir überlassen.

Es gab noch eine normale Treppe außerhalb der Rolltreppe. Ich hatte sie gesehen und wusste somit auch, in welche Richtung ich zu laufen hatte.

Ein Mann in der Uniform eines Wächters trat mir in den Weg. Wahrscheinlich dachte er, dass ich das Problem hier oben war. Er wollte mich stoppen, und die Figur dazu hatte er.

Er hielt auch einen Gummiknöppel in der Hand, schrie mich an, und bevor er zuschlagen konnte, hatte ich ihn schon aus dem Weg geräumt. Er prallte gegen ein Regal mit Video-Streifen und räumte einige davon mit einer wilden Handbewegung ab.

Jetzt war der Weg zur Treppe frei. Allerdings wusste ich auch, dass ich nicht schneller war als der Fahrstuhl.

Wenn ich das Erdgeschoss erreichte, würde sich dort bereits einiges verändert haben, das stand fest.

Ich flog förmlich die Stufen hinab.

Es gab auch Kunden, die hochgingen. Ihnen musste ich wie ein Schreckgespenst vorgekommen sein, denn kaum hatten sie mich gesehen, drückten sie sich zur Seite, um nicht von mir weggefegt zu werden.

Ich befand mich noch in der ersten Etage, als ich von unten

her bereits die Schrei hörte. Da schrie nicht nur eine Person, sondern eine Menschenmenge, der sich bestimmt ein Bild bot, das sie sonst nur aus Filmen kannte.

Mehr Tempo konnte ich nicht zulegen. Ich nahm schon immer drei Stufen auf einmal, und die Welt um mich herum befand sich in einem makabren Tanz, der wild hin und her zuckte.

Die letzte Treppe war breiter. Ich blieb zwar an ihrem Beginn nicht stehen, aber im Laufen bekam ich das Bild mit, das sich unten zu einer Szene zusammengedrängt hatte.

Beim Eintreten in die Buchhandlung hatte ich mich über die Masse der Menschen gewundert und geärgert. Sie war nicht kleiner geworden, aber sie hatte sich verändert. Die Menschen drängten sich weg vom Aufzug. Sie ballten sich an einer Stelle zusammen, waren aber nicht starr geworden, sondern bewegten sich auf der Stelle.

Einige schrien. Andere waren stumm wie die Fische, und auf ihren Gesichtern lag ein entsetzter Ausdruck.

Ich blieb auf der Treppenmitte stehen, schaute schräg über das Geländer hinweg und konnte so in Richtung Aufzug blicken, dessen Türhälften sich nicht geschlossen hatten, weil sie von zwei Personen blockiert waren.

Von diesem verdammten Killer und natürlich von seiner Geisel, die starr und wie tot im Griff dieser Bestie hing. Sie trug die helle Jacke aus künstlichem Fell.

Es war nicht mehr nur weiß.

Dicht unter ihrem Kinn entdeckte ich selbst aus dieser Entfernung die dunklen Flecken und wusste, dass es sich nur um das Blut der Frau handeln konnte ...

\*\*\*

Plötzlich war mir alles egal. Für mich gab es die Zuschauer nicht mehr. Ich konzentrierte mich einzig und allein auf den

Killer und auf seine Geisel.

Wahrscheinlich hatte er auf mich gewartet. Nicht die Frau sollte sein Opfer werden, sondern ich. Sie war nur Mittel zum Zweck gewesen, weil es sich so ergeben hatte.

Ich holte noch mal tief Atem. Ich musste mich beruhigen, denn es würde auf mich ankommen, ob die unschuldige Person überlebte oder nicht. Es war ein Spiel mit der Zeit, wobei ich hoffte, dass mir keine störenden Faktoren dazwischenkamen und jemand aus der Menge der Zuschauer durchdrehte.

Ich hatte nicht nachgezählt, wie viele Stufen es bis zum Ende der Treppe waren, aber ich hatte beinahe den Eindruck, durch ein Vakuum zu gehen, denn um mich herum lastete eine schon bleierne Stille. Alle Geräusche waren so weit entfernt oder gar nicht mehr vorhanden. Die Käufer waren zu Statisten geworden, die zu beiden Seiten der Treppe standen und vor meinen Augen verschwammen.

Ich setzte meine Füße behutsam auf. Kein lautes Tack Tack, sodass ich sogar das Schleifen meiner Hand über den Handlauf hörte. Draußen jaulte eine Sirene. Es konnte sein, dass die Kollegen auf dem Weg in die Buchhandlung waren, aber in London heulen eben fast immer und überall Sirenen.

Die letzte Stufe, dann stand ich auf dem flachen Boden. Ein unsichtbarer Regisseur schien Regieanweisungen gegeben zu haben, denn es hatte sich tatsächlich eine Gasse aus Menschen gebildet, durch die ich auf den offenen Aufzug zugehen konnte.

Man hatte instinktiv erkannt, dass ich in den Fall involviert war und sich entsprechend verhalten. Die breite gläserne Eingangstür befand sich in ständiger Bewegung, wenn Menschen die Buchhandlung verließen. Es waren auch Mütter mit ihren Kindern dabei, die sich einen Besuch sicherlich anders vorgestellt hatten.

Bestsellerlisten. Verkaufsrenner, preiswerte Remissionsexemplare, die sich auf Verkaufstischen stapelten, all das war in

diesem Moment so uninteressant geworden. Hinter einer Kasse in der Nähe saß eine junge Frau wie eingeklemmt auf ihrem Stuhl und wagte kaum, Atem zu holen. Sie hatte ihren Kopf dem Lift zugeschlagen. Das Spotlight von der Decke erwischte die Ringe in ihren Ohren und ließ sie funkeln. Jemand putzte seine Nase. Es klang in der Stille überlaut wie der Trompetenstoß eines Elefanten.

Draußen hielten zwei Streifenwagen. Das gefiel mir nicht. Die Kollegen würden stören, und sie konnten alles kaputt machen, obwohl sie es in Wirklichkeit gut meinten.

So sah ich mich gezwungen, auf halber Strecke zu stoppen. Zu viert stürmten sie in die Buchhandlung. Sie trugen die normalen dunklen Uniformen und gehörten nicht zu den Mitgliedern eines Sondereinsatzkommandos. Ich hatte meinen Ausweis bereits hervorgeholt und hielt ihn in der hochgestreckten Hand. So war ich nicht zu übersehen.

»Bleiben Sie zurück!«

Die Kollegen gingen tatsächlich nicht weiter. Bis auf einen, der sich neben mich drängte.

»Was ist genau vorgefallen, Sir?«

»Ich kann es Ihnen zeigen. Schauen Sie nach vorn. Es gibt eine Geiselnahme. Ich trag indirekt die Schuld daran, und ich werde es auch sein, der sich darum kümmert.«

»Sir, Sie sind allein«, widersprach er, »Sie könnten ...«

»Ich weiß, was Sie können. Kümmern Sie sich um die Menschen, bitte. Sehen Sie zu, dass die Buchhandlung zumindest hier im Erdgeschoss geräumt wird. Ich will nicht, dass es zu einer Panik kommt. Haben Sie mich verstanden?«

»Ja, Sir.«

»Dann bitte.«

Von meiner Seite war alles gesagt worden. Jetzt ging es darum, dass ich es schaffte, das Leben der jungen Frau zu retten, denn dieser Hundesohn mit den blutigen Augen war zu allem entschlossen. Er hatte sich den Ablauf sicherlich anders

vorgestellt, doch jetzt stand er zusätzlich unter Stress, und so etwas konnte verdammt leicht eskalieren.

Der Aufzug war eingerahm mit Regale, in denen die Bücher dicht an dicht standen. Dafür hatte ich jetzt kein Interesse. Nur ein Verkäufer hielt sich dort auf. Er stand mit dem Rücken zum Regal hin und starrte ins Leere.

Eine Körperlänge vor dem offenen Aufzug blieb ich stehen. Er war sehr geräumig, das musste er auch, wenn er viele Personen aufnehmen wollte.

Jetzt hielten sich nur zwei darin auf.

Und ich sah aus der Nähe, wo es die junge Frau erwischt hatte. Nicht am Hals, obwohl die Kehle von der verdamten Messerklinge berührt wurde. Auf dem Weg dorthin hatte sie das Kinn gestreift und dort eine Schnittwunde hinterlassen. Von ihr aus war das Blut auf die helle Felljacke getropft.

»Hi, Sinclair, schön, dass wir uns wiedersehen. Du kannst jetzt auswählen. Wer soll sterben? Sie oder du?«

»Wenn, dann ich!«

Er hatte mit einer so schnellen Antwort wohl nicht gerechnet. Dann aber grinste er. In seinem Gesicht bewegte sich nicht nur die Haut, sondern auch die kleinen Blutperlen, von denen einige zu regelrechten Flecken geworden waren.

»Komm her, Sinclair! Komm in die Kabine, dann werden wir gemeinsam unsere Todesfahrt beginnen ...«

\*\*\*

Es war Blut und nichts anderes. Es war wirklich nichts Besonderes, Blut an der Hand zu wissen, etwas anderes jedoch war der Ort, von dem der Tropfen gekommen war. Von der Decke, und daran gab es keinen Zweifel.

Auf der Bank lag noch immer sein toter Bruder, und Jorge entfernte sich gut zwei Schritte von ihm. Es war so einfach, er musste nur den Kopf zurücklegen und einen Blick gegen die

Decke werfen, dann wusste er Bescheid.

Jorge tat es. Allerdings kostete es ihn Überwindung. Und als er sich auf die Decke konzentrierte, sah er zunächst nichts. Es war einfach zu dunkel.

Hinleuchten!

Sein Arm zitterte, als er den Lichtstrahl gegen die Decke gleiten ließ. Er musste ihn noch um eine Winzigkeit zur Seite schwenken, erst dann wurde er fündig und sah den feuchten Fleck, von dem sich wieder ein Tropfen löste und seinen Weg in die Tiefe fand. Diesmal erwischte er Jorge nicht, denn der Spanier war schnell genug zur Seite getreten.

Auch der helle Lichtarm sank wieder nach unten, und Jorge schüttelte den Kopf. Er hatte den Tod seines Bruders zwar nicht vergessen, doch das von der Decke tropfende Blut hatte ihn von diesem Problem abgelenkt. Trotzdem ging Jorge davon aus, dass das eine mit dem anderen in einem unmittelbaren Zusammenhang stand.

Aber Blut tötet nicht. Blut konnte keinem Menschen die Kehle aufschneiden. Es musste jemand hier in der Nähe sein, der dafür sorgte. Vielleicht war dieser Jemand verletzt. Vielleicht hatte er sich auf dem Dach der alten Station versteckt, hockte dort und hatte nicht mitbekommen, dass sein Blut nach unten tropfte.

Er leuchtete noch mal hin.

Die Lache war noch immer da. Sie zeigte sich unverändert. Wenn sie zu einem Menschen gehört hätte, dann hätte er jetzt verschwinden müssen, weil er wusste, dass er entdeckt worden war.

Nichts passte hier zusammen!

Jorge brauchte nicht groß zu raten, um sicherzugehen, dass hier einiges nicht stimmte. Er war kein Fremder, er kannte den Ort, doch so unheimlich und anders hatte er ihn noch nie erlebt. Es wäre besser gewesen, wenn er ihn fluchtartig verlassen hätte. Genau das wollte er aber nicht tun, denn er war seinem

Bruder etwas schuldig. Gemeinsam waren sie durch dick und dünn gegangen und hatten sich gegenseitig geholfen, die Familien zu ernähren.

Es kam noch etwas hinzu. Jorge empfand einen wahnsinnigen Hass auf den Mörder seines Bruders. Er war bereit, ihn mit den bloßen Händen zu killen, wenn er ihm in die Arme lief. Genau das traute er sich auch zu. Er würde ihn töten. Er war kräftig. Es gab keine Zeugen. Er konnte kämpfen und würde sich auch vor einem verdammten Messer nicht fürchten.

Aber hier in der Station fand er ihn nicht. Wenn er sich noch in der Nähe aufhielt, dann draußen, wo er nicht so leicht entdeckt werden konnte und vielleicht auf eine Chance lauerte, auch Jorge die Kehle durchzuschneiden.

Es gab ein Motiv. Es musste einfach eines geben. Nur hatte Jorge das noch nicht herausgefunden. Er konnte sich auch keines vorstellen. Sie waren Schmuggler, okay. Aber sie waren einfach zu klein, um den Großen in die Quere zu kommen und sie zu stören. Da musste etwas anderes dahinter stecken.

Es war jetzt nicht die Zeit, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Er würde es nicht herausfinden, aber dem Grund der fallenden Blutstropfen, den musste er finden.

Er sprach mit seinem Bruder, obwohl er ihn nicht hören konnte. »Keine Sorge, Sandro, ich bin bald wieder zurück. Ich werde dich nicht allein lassen. Ich schaue nur nach, und vielleicht schaffe ich es, deinen Mörder zu erwischen. Dann werde ich ihm den Hals umdrehen oder ihn wie eine Ratte zerschlagen.«

Er war fest entschlossen, diese Versprechen zu halten, und mit diesem Vorsatz im Herzen machte er sich auf den Weg. Er verließ die Station nicht durch die Tür, durch die sie hineingekommen waren, sondern nahm einen anderen Weg.

Jorge ging dortin, wo noch die verrosteten und alten Gitter zu sehen waren, die früher eine Sperré gebildet und die Station vom Bahnsteig abgetrennt hatten.

Die Dinger standen jetzt nur einfach herum. Aufhalten konnten sie keinen mehr. Auch hier und ebenfalls hinter den Gittern hatte die Natur ihre Zeichen hinterlassen. Da war der Untergrund durch die mächtige Kraft der Pflanzen aufgebrochen worden, und auch auf dem Bahnsteig sah nichts mehr so aus wie zu früheren Zeiten, als hier noch Züge gehalten hatten und Menschen eingestiegen waren.

Am Bahnsteig besaß das Stationsgebäude ein Vordach. Früher hatte es die Reisenden vor den Widrigkeiten des Wetters geschützt. Jetzt war es auch noch vorhanden, aber der Zahn der Zeit hatte stark an ihm genagt. An verschiedenen Stellen war das Dach eingerissen. Schindeln lagen auf dem Boden, und überwucherndes Unkraut hatte sie zu kleinen Hügeln werden lassen. An einer Stelle weiter vorn waren die Stützbalken abgerissen, aber noch nicht zu Boden gefallen. Sie hingen nach unten wie die verkohlten Arme eines Riesen.

Kein Mensch außer Jorge befand sich auf dem Bahnsteig. Von den Schienen war ebenfalls nicht mehr viel zu sehen. Nur an einigen Stellen schauten sie noch verrostet hervor.

Ein Bahnhof, der leer und tot war. Station, um in die Hölle zu fahren, was Jorge allerdings nicht auf seinen Bruder bezog. Der hatte bestimmt keinen Platz beim Teufel bekommen, und so suchte er weiter nach einer Möglichkeit, um auf das Dach der Station zu gelangen.

Er fand sie dort, wo das Dach keinen Schutz mehr bot. Als Anbau wollte er das kleine Gebäude nicht eben sehen. Mehr als Lagerraum für irgendwelche Pakete und Postsäcke, die ebenfalls von einem Zug mitgenommen worden waren. Er sah es, als er einen Blick durch das Fenster warf.

Es gab hier keine Scheiben mehr. Allerdings eignete sich das Fenster als Kletterstütze. Es besaß einen nach vorn gebauten Rand, der mit einem Sims zu vergleichen war und so stabil aussah, dass er auch das Gewicht eines Menschen halten konnte. Der Sims zog sich um das gesamte Fenster herum, und

Jorge war geschickt und gelenkig genug, um auch den oberen Rand zu erreichen.

Als er einigermaßen Halt gefunden hatte, fanden seine Hände die Kante des Dachs. Er griff in feuchtes Gras hinein und auch in weiches Moos, das sich dort gebildet hatte. Aber auch dort hatte er Glück. Er konnte sich tatsächlich in die Höhe ziehen und hatte schließlich das Dach erreicht, bevor seine Hände gefährlich abrutschten. Er rollte sich hinauf und hoffte, dass es unter seinem Gewicht nicht zusammenbrach.

Es hielt, und so richtete sich Jorge vorsichtig auf. Sein Ziel war die vordere Seite des Stationsgebäudes. Die Schritte, die er auf dem Bahnsteig gelaufen war, musste er wieder zurückgehen, um den Punkt zu erreichen, von dem aus durch eine Lücke das Blut nach unten getropft worden war.

Obwohl er nicht durchsackte, blieb er vorsichtig. Er hatte sich beim Laufen auch nicht aufgerichtet, ging mit gesenktem Kopf und probierte jede Stelle erst aus, bevor er einen Fuß darauf setzte.

Alles klappte gut. Er kam sogar prima voran, wurde dann noch vorsichtiger, als er in die unmittelbare Nähe des Ziels geriet. Jorge blieb zunächst stehen und holte wieder seine Lampe hervor.

Der Lichtarm zuckte durch die Dunkelheit und näherte sich dem bewussten Platz. Das Dach war nicht leer. Es war auch nicht glatt. Auf ihm hatte sich im Laufe der Zeit so einiges abgelagert. Da wuchs das Unkraut ebenso wie auf jedem Feld, doch der kompakte Gegenstand am Ende des Lichtstrahls passte einfach nicht dazu.

Und das war genau die Stelle, an der das Blut nach unten getropft war. Gefahr bestand für Jorge nicht. Er war allein auf dem Dach. Abgesehen von dem noch nicht identifizierbaren Ding, das wie eine kompakte Masse vor ihm lag.

Sekunden später hatte er es erreicht, bückte sich - und sah, was dort lag.

Es war ein Tier!

Ein totes Tier, das ausblutete. Ein Bergschaf, dessen Wolle in Höhe der Kehle aussah wie mit blutigem Schaum gefüllt. Das war kein Bild für schwache Nerven. Jorge fragte sich, warum das tote Schaf hier auf dem Dach lag. Von allein war es sicherlich nicht hier hochgeklettert. Da musste etwas anderes passiert sein.

Sein toter Bruder, der mit aufgeschlitzter Kehle unter ihm auf der Bank lag, und jetzt dieses tote Schaf auf dem Dach. Er ging davon aus, das beides irgendwo in einem Zusammenhang stand, auch wenn er noch nicht wusste, wo er ihn würde finden können.

Es war kalt hier oben. Er hörte den Wind, der an seinen Ohren vorbeipiff, aber in seinem Innern steckte noch eine weitere Kälte, die jetzt allmählich hochkroch. Irgendetwas war hier nicht in Ordnung. Jemand hatte hier das Kommando übernommen. Ein Monster, eine Bestie, ein wildes Tier oder ein Mensch, auf den alle diese Prädikate passten.

Jorge leuchtete das Schaf genauer an. Er sah jetzt auch, dass es weitere Öffnungen im Dach gab. Unter seinen Füßen war der Boden schon leicht nachgiebig, aber er brach nicht ein.

Jemand hatte dem Schaf die Kehle durchgeschnitten. Eiskalt und abgebrüht, wie auch seinem Bruder. Aber das hier war ein Tier, und sein Bruder war ein Mensch.

Ein verflucht großer Unterschied.

Plötzlich hatte er den Eindruck, nicht mehr allein zu sein. Etwas war in seiner Nähe. Etwas bewegte sich hinter oder über ihm, und ihm wurde noch kälter. Zudem fühlte er sich so verdammt schutzlos auf dem Dach.

Geduckt drehte sich Jorge um die eigene Achse. Da war nichts Neues zu sehen, abgesehen vom Licht seiner Lampe, das durch die Dunkelheit huschte.

Er hörte wieder den Wind. Er jammerte um seine Ohren. Es klang für ihn wie das Totengeheul einer verlorenen Seele, und

er dachte wieder an seinen toten Bruder.

Bis er das Pfeifen hörte. Ein unheimlicher Laut, der in seinen Ohren gellte. Er wusste im ersten Moment nicht, wohin er schauen sollte, bis plötzlich etwas von oben herab auf ihn niederstieß.

Etwas Langes, Schwarzes. Zugleich wurde er von einer nicht zu kalten Flüssigkeit besprührt, die sein Gesicht erwischte wie ein paar verlorene Regentropfen.

Er hatte nicht gesehen, wer oder was ihn angegriffen hatte. Ein Tier, ein Vogel, ein Mensch - Jorge wusste nicht mal, ob es sich um einen Angriff gehandelt hatte. Aber er war durcheinander gebracht worden und tat instinktiv genau das Richtige. Kaum hatte die Flüssigkeit sein Gesicht besprührt, da sackte er weg. Er ließ sich einfach fallen und dachte nicht mehr daran, wo er sich aufhielt und ob das Dach auch weiterhin halten würde. Es gab unter ihm zwar nach, aber die restlichen Pfannen brachen nicht zusammen, als er fiel, und so begann er durch den eigenen Schwung nur zu rutschen, obwohl das Dach recht flach war.

Jorge überschlug sich, schrammte dabei auch mit dem Gesicht über den Untergrund hinweg, und wenige Augenblicke hatte er die Haftung mit der Unterlage verloren.

Da war noch die Kante, und dann nichts mehr.

Jorge rutschte über sie hinweg. Er schrie noch einmal auf, als er nach unten fiel. Er krümmte sich zusammen, und in einer Sekunde schoss ihm durch den Kopf, was er alles beim Bergtraining gelernt hatte. Locker bleiben, nicht verkrampfen, so wenig Aufprallfläche bieten wie möglich.

Dann erreichte er den Boden. Der Aufprall schüttelte ihn durch. Er hatte zudem seinen Kopf nicht mehr ganz schützen können. Er spürte den harten Aufprall. Schmerz raste von seiner Stirn bis in den Hinterkopf. Er rollte sich noch herum, spürte unter der Kleidung die härteren Steine, und dann kam er zur Ruhe.

Nichts mehr ...

Kein Pfeifen oder Heulen, das in seinen Ohren toste. Es herrschte um ihn herum eine nahezu idyllische Ruhe, von der er sich allerdings nicht täuschen ließ, denn er hatte nicht vergessen, was auf dem Dach passiert war. Man hatte ihn angegriffen. Irgendjemand hatte es versucht. Nur war es ihm nicht gelungen, einen Gegner zu entdecken. Es war nur etwas in sein Gesicht gesprührt worden.

Er lebte noch. Er war okay. Er hatte sich auch nichts gebrochen. Zwar taten ihm die Knochen an der Hüfte weh, aber das ließ sich ertragen. Da hatte er schon andere Abstürze hinter sich, auch mit anderen Verletzungen als Folge.

Er richtete sich etwas auf und stützte sich auf seine Handflächen. Ihm war klar, dass er einem Unheil oder sogar dem Tod gerade noch entkommen war. Schmutz und Feuchtigkeit klebten in seinem Bart. Ihm fiel ein, dass etwas am Himmel geschwebt hatte, und er richtete den Blick nach oben.

Da war nichts.

Kein Flattern, kein Pfeifen. Kein Vogel oder irgendein gespenstisches Wesen, das sich die Einsamkeit der Berge als Schutzmantel ausgesucht hatte.

Aber den Angriff hatte sich Jorge nicht eingebildet. Es hatte ihn gegeben, das war schon richtig, aber wer war das gewesen?

Diese Frage beschäftigte ihn stark. Er hatte das Wesen nicht gesehen, aber wer konnte es gewesen sein? Einer der großen Vögel, die hier in den Bergen ihr Zuhause hatten?

In der Regel nicht, denn normalerweise griffen die Vögel die Menschen nicht an.

Er stand auf. Seine Bewegungen waren nicht mehr so flüssig wie noch vor wenigen Minuten. Schwerfällig bewegte er sich auch voran, denn er wollte wieder zu seinem toten Bruder gehen und ihm Gesellschaft leisten.

Aber wie lange? Die ganze Nacht über? Bis zum ersten Dorf auf spanischem Boden würde er verdammt lange laufen

müssen. In nördlicher Richtung sah das schon anders aus. Nur - wer würde ihm glauben, wenn er der Polizei etwas von einem Mord mit aufgeschlitzter Kehle erzählte? Die Bullen würden doch nur ihn in Verdacht haben und ihn so lange mit Fragen löchern, bis er sich in Widersprüche verstrickte. Hinzu kam noch die Schmuggelladung und der in der Schlucht liegende Jeep.

Es blieb ruhig in seiner Nähe und natürlich dunkel. Aus der Höhe drohte ebenfalls keine Gefahr, und als er die Station wieder betreten wollte, da fiel ihm ein, dass er an der Vorderseite noch nicht nachgeschaut hatte. Es gab hier keine Möglichkeiten, sich zu verstecken. Es war zudem ein Ort, von dem aus man einen prächtigen Blick in die nördlichen Täler hatte, die sich unter dem Betrachter ausbreiteten.

Davon war jetzt nichts zu sehen. Nicht mal die fernen Lichter einer im Tal liegenden Ortschaft - oder doch?

Jorge zwinkerte mit den Augen. Dann wischte er darüber hinweg, schaute noch mal nach und stellte fest, dass er sich tatsächlich nicht geirrt hatte.

Da waren Lichter zu sehen.

Aber keine, die zu einem Haus gehörten oder sich in einem Dorf verteilten. Die Lichter, die er zu sehen bekam, bewegten sich. Es herrschte kein Nebel im Tal, die Luft war klar, und er konnte sehr genau sehen, dass sie sich in die Höhe bewegten. Sie standen dicht beieinander, und das konnte nur heißen, dass sich ein Fahrzeug über die gewundenen Wege in die Höhe schlängelte. Und das zu dieser Zeit. Mitten in der Nacht und schon im Winter.

Wer das tat, der musste einen Grund haben. Dass es Schmuggler und Kollegen von ihm waren, daran glaubte er nicht, die hatten ihre Tücher im Trockenen, und die Zöllner fuhren auch keine Streife, wenn kein bestimmter Verdacht vorlag.

Seinen toten Bruder hatte Jorge in diesem Augenblick vergessen.

sen. Jetzt ging es einzig und allein um ihn und um seine Zukunft. Der Fahrer hatte noch eine Chance, an einer bestimmten Stelle abzubiegen. Wenn er die ausließ, dann blieb ihm nur noch der Weg bis zur Station hoch.

Jorge wartete.

Der Wagen fuhr weiter. Er näherte sich immer mehr der bestimmten Stelle, erreichte sie dann - und rollte vorbei.

Für Jorge war alles klar.

Er bekam Besuch.

Stellte sich nur die Frage, wer ihn da besuchen wollte ...

\*\*\*

Ich wusste nicht, wer die Aufforderung des Killers noch alles gehört hatte. Die Worte waren recht laut gesprochen worden, ich zumindest hatte sie verstanden, und wenn ich den Fahrstuhl betrat und mich in einem sehr engen Raum mit diesem Mann befand, dann standen meine Chancen nicht gut, denn ich musste noch immer auf die junge Frau Rücksicht nehmen, die eine perfekte Geisel war.

Der mir namentlich unbekannte Mann hielt sie mit dem linken Arm umklammert. Er hatte ihn affenartig weit ausgestreckt, damit er ihren ganzen Körper umfassen konnte. Dabei gelang es ihm auch, die Arme zu umschlingen, und so war die Frau nicht in der Lage, sich zu bewegen.

Aus ihrer Wunde am Kinn floss kein Blut mehr; dort hatte sich eine Kruste gebildet.

Ich schaute sie mir genauer an. Das Alter schätzte ich auf 23 Jahre.

Der Schock hatte sie einfrieren lassen. In ihrem Gesicht zuckte kein Muskel, die Augen waren ebenfalls starr, und trotzdem lag darin ein Ausdruck. Es war die irrwitzige Angst, die Sie in diesen fürchterlichen Momenten empfand. Eine Zeitspanne, für die das Gefühl bei ihr verloren gegangen sein

musste. In einer Lage wie dieser musste sie ihr unendlich vorkommen.

Auch der Mund mit den blassen Lippen war nicht geschlossen. Für mich sah es so aus, als wäre es ihr nicht mehr gelungen, einen letzten Schrei auszustoßen, und so war sie einfach in ihrer wahnsinnigen Angst erstarrt.

»He, willst du nicht herkommen?«, lockte der Mann mit den Blutaugen. »Los, ich warte nicht mehr lange. Oder glaubst du, es würde mir etwas ausmachen, ihr die Kehle durchzuschneiden?«

Ich hatte mich schon in Bewegung gesetzt, war aber nach dem kurzen Dialog stehen geblieben und ging jetzt wieder weiter, wobei mich das Gefühl überkam, in mein eigenes Grab zu gehen, das weit geöffnet vor mir lag.

Der Geiselnehmer stand etwas schräg und zudem leicht gebückt. Sein Gesicht sah ich im Halbprofil, und auch dort schimmerte es rot, weil das Blut aus zahlreichen Poren und Löchern gedrängt worden war. Warum das passiert war, wusste ich nicht. Jedenfalls floss in seinen Adern kein normales Blut. Es konnte ein Dämon mit menschlichem Aussehen sein.

Mit einem letzten Schritt überwand ich die Distanz zwischen Buchladen und Aufzugskabine.

Der Unbekannte hatte darauf gewartet. Sofort rückte er mit seiner Geisel zurück, um mir Platz zu schaffen. Niemand stoppte mehr die beiden Türhälften, die sich jetzt hinter mir zusammenschoben.

Zu dritt steckten wir in einem kleinen Gefängnis. Am Schlimmsten stand es um die junge Frau. Sie schaute mich an, doch ich war nicht sicher, ob sie mich überhaupt sah. Wer so unter Druck stand, der nahm die Normalität nicht wahr.

Auf ihrem Kopf kringelte sich das blonde Haar, das kurz geschnitten war. Um ihre Beine herum lag die Hose wie Röhren.

Alles würde anders werden. Zwar hatte ich den Kollegen

geraten, nicht einzugreifen, aber daran würden sie sich nur bedingt halten. In derartigen Fällen lief immer eine gewisse Maschinerie ab. Sie würden sich mit den Kollegen in Verbindung setzen. Diese wiederum würden in der Umgebung Stellung beziehen und möglicherweise auch in den Buchladen eindringen. Sich aber so in den einzelnen Etagen verteilen, dass sie in guter Deckung waren. Natürlich musste das Geschäft auch geräumt werden.

Das wusste ich, und genau das wollte ich auch dem Geiselnehmer klar machen. »Sie haben keine Chance«, erklärte ich ihm. »Sie kommen hier nicht raus, auch wenn es im Moment so aussieht. Es gibt keine Chance für Sie. Verstehen Sie?«

»Doch, die gibt es.«

»Und wie sieht sie aus?«

»Du bist meine Chance, Sinclair, nur du. Ich will dich, und ich habe dich jetzt.«

»Tatsächlich? Das ist ja gut. Dann kannst du ja die junge Frau hier laufen lassen. Ich werde mit dir nach oben fahren oder auch jetzt rausgehen, was immer du willst. Aber lass die Frau laufen. Sie hat dir nichts getan und mit allem nichts zu tun.«

Es schien, als hätten meine Worte wieder Leben zurück in die Geisel geholt. Zum ersten Mal vernahm ich ihre Stimme, aber es war nicht mehr als ein jämmerlicher Laut, den sie von sich gab. Ein Laut, der um Hilfe flehte.

»Sie bleibt.«

»Dann bist du feige!«

»Nein, ich gehe nur auf Nummer Sicher. Wie auch bei dir, Sinclair. Du wirst alles genau tun, was ich sage. Du streckst jetzt vorsichtig deinen Arm aus und berührst den Kontakt mit der Zahl vier. Ich will nämlich ganz nach oben.«

»Das hatte ich mir fast gedacht. Aber dort kommst du nicht weg, verdammt.«

»Das lass meine Sorge sein!«

Er war nicht nervös. Zumindest zeigte er das nicht. Er schien

sich alles sehr genau überlegt zu haben. Ich musste mich daran gewöhnen, dass ich ihn nicht mit normalen Maßstäben messen konnte. Es ging ihm nicht um die Frau, sondern um mich. Mich hatte er haben wollen, denn auf mich hatte er gelauert. Er musste mich schon im Freien beobachtet haben, um mich dann zu töten.

Aber warum? Wer war er? Wer hatte ihn geschickt? Und wer steckte hinter dieser Aktion?

Ich kannte keine Antwort auf diese Frage. Ich kannte nicht mal seinen Namen. Dass er auf der anderen Seite stand, war mir klar, aber damit konnte ich nicht viel anfangen.

»Los, mach schon!«

»Okay!«

Der Vorgang war klar. Wir würden in den vierten Stock fahren, und genau dort würden sich die beiden Türhälften wieder auseinanderschieben. Wenn alles normal lief. Es konnte auch sein, dass er mehrmals auf- und abfahren würde, doch darin sah ich keinen Sinn. Irgendwie musste es ja weitergehen. Die Geiselnahme war sicherlich nicht geplant gewesen. Perfekt wäre es gewesen, wenn er mich durch einen Messerstich getötet hätte.

Ich schaute der Frau ins Gesicht. Ich wollte ihr zunicken, ihr etwas Mut machen, doch sie starrte noch immer durch mich hindurch. Bisher war ich nicht waffenlos, und ich hoffte, dass dies auch so blieb. Verlassen wollte ich mich jedoch nicht darauf.

Die Skala sah ich nicht. Ich musste mich darauf verlassen, dass wir am Ziel waren, und die Kabine stoppte.

Und das traf plötzlich ein!

Der Halt!

Das Messer klebte noch immer an der Kehle der jungen Frau, als der Mann mit den blutenden Augen seinen Kopf leicht drehte und an mir vorbei auf die Skala schaute. Dort musste die vierte Etage angezeigt sein, und es hätten sich jetzt auch die

Türhälften zur Seite schieben müssen, doch das passierte nicht.

Sekunden vergingen. Wir standen uns gegenüber. Es hatte sich an diesem Bild hier nichts geändert, und trotzdem wurden wir beide nervös. Es ging damit zusammen, dass die Tür noch immer geschlossen war und es auch blieb.

Das war nicht normal. Da musste jemand von außen eingegriffen haben, um uns festzuhalten. Ich wollte mich zur Seite drehen und nachschauen, aber ein scharfer Befehl zwang mich wieder zurück in meine alte Position.

»Was ist denn los?«, fragte ich

»Wir stecken fest.«

»Was?«

»Ja. Zwischen der dritten und vierten Etage. Deine Freunde haben den Fahrstuhl angehalten, Sinclair.«

»Ich habe hier keine Freunde.«

»Aber Verbündete.«

»Auch das nicht. Daran solltest du denken. Aber es wird Menschen geben, die sich Gedanken gemacht haben. Sie wollen einen Killer und Geiselnehmer nicht entkommen lassen. Ich habe dir ja gesagt, dass du keine Chance hast.«

»Die habe ich immer.«

»Wir werden sehen.«

Aus dem Mund der Geisel drang ein jammernd klingender Laut. Sie konnte sich nicht mehr halten. Bisher hatte sie alles mitbekommen, doch nun sackte sie zusammen. Ich konnte zuschauen, wie ihre Beine nachgaben und befürchtete, dass sie sich durch diese Bewegung selbst in Gefahr brachte und die Klinge so abrutschte, dass sie ihre Kehle durchschnitt. Aber der Mann mit den Blutaugen hatte sich in der Gewalt und unter Kontrolle. Er packte nach, er erwischte den Körper auch, drehte ihn herum, aber er wurde ihm hinderlich, weil er eben zu steif war. Er musste sich damit abgeben und hätte auch eine Puppe im Arm halten können. So bekam er seine Probleme, denn das Gewicht der jungen Frau drückte ihn zur Seite, und

auf mich konnte er nicht achten.

Ich sprang ihn an.

Es war dieses Jetzt oder Nie, das mir durch den Kopf schoss. Dieses alles auf eine Karte setzen und dabei auch etwas auf das Glück vertrauen. Ich wusste nicht, ob er damit gerechnet hatte, aber ich wollte zunächst das Messer aus der Nähe der Geisel haben.

Mit einem Handkantenschlag traf ich seinen Unterarm. Er wurde durch den Druck gegen die Wand gewuchtet, und der Mann verlor für einen Moment die Kontrolle.

Die Geisel war zu Boden gefallen, wo sie auch liegen blieb und sich nicht mehr rührte. Ich hatte ihn wieder, ich hielt seinen Messerarm umfasst, und ich wuchtete ihn immer wieder gegen die Wand der Kabine, um ihn zu zwingen, die Waffe fallen zu lassen.

Beide kämpften wir verbissen. Ich musste erkennen, dass verdammt viel Kraft in ihm steckte. Diese Person war einfach nicht mit normalen Maßstäben zu messen. Sie setzte mir harten Widerstand entgegen und schaffte es, mich nach hinten zu drücken. Nicht sehr schnell, nur langsam, aber es gelang.

Plötzlich ruckte der Aufzug wieder an!

Damit hatten wir beide nicht gerechnet. Wir hielten uns noch umklammert, als wir das Gleichgewicht verloren und gemeinsam nach hinten kippten. Es gab nichts, an dem wir uns festhalten konnten. Wir fielen und prallten auf den Boden.

Ich befand mich in der schlechteren Position, denn ich lag jetzt auf dem Boden, der Mann mit den Blutaugen über mir. Den Sturz hatte auch sein Hut nicht überstanden, und so konnte ich seinen Kopf endlich ganz sehen.

Er sah scheußlich aus. Das Bild prägte sich mir ein. Auf dem Schädel wuchsen keine Haare. Er war so blank wie eine Kugel, aber der Vergleich mit einer Kugel war trotzdem falsch, denn auf seiner Schädeldecke und auch an den kahlen Seiten zeichneten sich rötliche und recht dicke Adern ab, die sich

durch die dünne Kopfhaut gedrückt hatten. Ich ging davon aus, dass sich in den dicken Adern das gleiche Blut befand wie in den Augen oder im Gesicht.

Noch hatte ich mir das Messer vom Leib halten können. Aber er wollte mich killen. Es gab kein anderes Ziel, und dafür setzte er alles ein.

Mein Gesicht war durch die Anstrengung schon zu einer Fratze geworden. Verzweifelt drückte ich seinen Arm von mir weg. Die Klinge war verdammt lang, und sie näherte sich meinem Kopf halbhoch und schräg von der linken Seite.

Hinter uns hatten sich die beiden Türhälften aufgeschoben. Licht fiel in die Kabine, aber ich hörte keine Stimmen. Ich konnte auch nicht sehen, was hinter mir passierte, denn der Kerl mit den Blutaugen hatte alles unter Kontrolle.

Das blutige Gesicht schwebte dicht über mir. Der Mund stand offen und bildete ein breit gezogenes Viereck. Es hätte mich nicht gewundert, wenn auch aus ihm das Blut getropft und mir ins Gesicht gefallen wäre.

Ich wehrte mich.

Blitzschnell stieß ich meinen Kopf in die Höhe. Mit der Stirn traf ich seine Nase. Er musste doch eine empfindliche Stelle haben, verdammt, und es gab sie.

Der Mann brüllte auf. Sein Kopf zuckte hoch. Blut quoll aus der Nase. Sein Griff lockerte sich und auch das Gewicht verlagerte sich. Ich konnte mich für einen Moment besser bewegen, musste aber auf das Messer Acht geben, das sich in Bewegung befand.

Diesmal konnte er es nicht kontrollieren, aber sein Vorsatz hatte sich in seinem Gehirn festgesetzt.

Er rammte die Klinge nach unten!

Ich rollte mich nach rechts.

Hautnah an meinem Hinterkopf entlang fuhr sie in den Boden der Kabine und blieb dort stecken.

Plötzlich hörte ich die harten Männerstimmen. Es mussten

Kollegen sein, die in dieser Etage auf mich warteten. Ich wollte nicht, dass sie schossen, schrie es ihnen zu, rollte mich von dem Mann weg und drehte mich herum.

Die Klinge steckte fest. Der Kerl war dabei, sie aus dem Boden zu ziehen, was nicht leicht war. Er strengte sich an, und die Gelegenheit nutzte ich aus.

Ich packte ihn an den Schultern, zerrte ihn hoch, und seine Hand rutschte vom Griff des Messers ab. Das war kaum geschehen, als ich ihn schon zur Seite wuchtete und ihn dabei aus dem Aufzug herausschleuderte, in die Etage hinein, wo tatsächlich meine Kollegen mit schussbereiten Waffen standen, die sie auf den Glatzköpfigen richteten, der wie ein großer Käfer auf dem Rücken lag und in die Höhe schaute.

Es war vorbei. Zunächst einmal. Aber so hatte ich mir meine Weihnachtseinkäufe wirklich nicht vorgestellt...

\*\*\*

Um mich herum schrien mehrere Stimmen zugleich einen Befehl.

»Rühr dich nicht! Auf den Bauch! Hände und Beine gestreckt!«

Die Prozedur war mir bekannt. Ich kümmerte mich nicht darum, weil ich zunächst mit mir selbst zurechtkommen wollte. Mit zittrigen Gliedern stand ich auf. Ich befand mich noch immer im Lift und lehnte mich zunächst gegen die Wand, um dort einigermaßen Ruhe zu bekommen, denn die Auseinandersetzungen waren nicht spurlos an mir vorübergegangen. Da brauchte ich nur an meine zittrigen Knie zu denken und an das heftige Schlagen des Herzens.

Zwei Kollegen kümmerten sich um die junge Frau. Sie wurde aus der Kabine geschleppt. Inzwischen war sie wieder zu sich gekommen, doch ihrem Blick war anzusehen, dass sie nicht richtig wusste, was überhaupt mit ihr passierte.

Die Fahrstuhltüren waren blockiert worden. So konnte ich ungehindert nach draußen sehen. Die Kollegen hatten Verstärkung bekommen. In dieser Etage wimmelte es nur von Bewaffneten.

Ich hatte mich wieder so weit erholt, dass ich die Kabine verlassen konnte.

Von vier verschiedenen Seiten wiesen die Mündungen der Waffen auf den Glatzköpfigen. Die Adern auf seinem Kopf waren nicht geplatzt. Noch immer malten sie sich wie ein Relief ab. Der lange dunkle Mantel ließ ihn aussehen wie Nosferatu, den Vampir. Ob er sich geschlagen gab, wusste ich nicht. Es würde sich alles noch herausstellen, wenn ich ihn befragte.

»Sie können sich umdrehen!«

Der Mann wusste, wer gesprochen hatte. Meine Stimme war ihm inzwischen bekannt.

Die Polizisten umstanden mich wie Statisten, die ein Regisseur in diese Position hineingedrückt hatte. Ansonsten war die Etage menschenleer. Hier oben wurde all das angeboten, das man sich noch zu Büchern hinzukaufen konnte, vom Regal, über Bücherstützen, Lesepulte bis zu Bücherschränken. Von neu bis alt.

Der Mann mit den blutigen Augen bewegte sich langsam. Er wusste, dass man ihn bedrohte. Er schien seinen Einsatz und sein Dasein sogar zu genießen, was eigentlich völlig verrückt war, aber mir kam es so vor. Und so dachte ich daran, dass er bestimmt noch nicht aufgegeben hatte.

Zu mir trat ein Mann, der hier das Kommando hatte. »Können Sie mir sagen, was das alles zu bedeuten hat?«

»Nein, das kann ich nicht. Abgesehen davon, dass mich dieser Typ erstechen wollte, es aber nicht geschafft hat, wie Sie mit eigenen Augen sehen können.«

»Kennen Sie den Grund?«

»Nein. Aber sagen Sie Ihren Leuten, dass sie nichts tun

sollen. Der Kerl gehört mir.«

»Klar, Sir!«

Der Kollege gab die Anweisung an seine Leute weiter, und der Mann mit den Blutaugen hatte es endlich geschafft, sich auf den Rücken zu drehen. Auch das war mir vorgekommen wie ein Schauspiel, als läge er auf den Brettern, die die Welt bedeuten.

Er war jetzt zu sehen!

Ich wusste nicht, was die Kollegen dachten, aber ich kannte seinen Anblick ja. Zahlreiche Augen schauten auf das Gesicht mit den Blutflecken darin. Sie sahen die aufgerissene Haut, auch die zerquetschte Nase und einen Mund, der sich zu einem schiefen Grinsen verzogen hatte. Was mir wiederum klar machte, dass dieser Typ leider noch nicht aufgegeben hatte. Er würde weitermachen. Einer wie er besaß Kräfte, die mit denen eines normalen Menschen nicht zu vergleichen waren.

»Stehen Sie auf!«, befahl ich.

»Warum?«

»Aufstehen!«

Er kicherte. Die anderen Personen um uns herum waren für ihn völlig uninteressant. Es gab nur ihn und mich. »Glaubst du denn, dass du gewonnen hast, Sinclair?«

»Es sieht so aus!«

»Da irrst du dich!«

»Kommen Sie hoch!«

Nach außen hin war ich auf seine Warnungen nicht eingegangen, aber ich hatte sie mir gemerkt. Sicherheitshalber zog ich meine Beretta und dachte daran, wie er wohl auf geweihte Silberkugeln reagierte.

Mit langsam Bewegungen kam der für mich Namenlose auf die Füße. Er schüttelte sich dabei, und von seinem Gesicht peitschten einige Blutstropfen weg. Als er stand, reckte er sich, schaute sich um, ignorierte die auf ihn gerichteten Waffen und hörte meinen nächsten Befehl. Ich sorgte dafür, dass er zu einer

Wand ging, die recht leer war. Davor musste er stehenbleiben und sich dann fallen lassen, um in der schrägen Haltung zu bleiben.

Ich hätte ihm schon vorher Handschellen anlegen können, aber es waren genügend Waffen auf ihn gerichtet, sodass er einsehen musste, dass eine Flucht für ihn sinnlos war.

Mit den Händen stützte er sich an der Wand ab. »Sinclair, du schaffst es nicht. Du kommst nicht gegen mich an. Ich bin zu stark. Die Quelle hat mich stark gemacht.«

»Ach ja? Welche Quelle denn?«

»Die Blutquelle.«

»Daraus hast du getrunken?«

»Ja.«

»Wie schmeckt das Blut denn?«

»Köstlich, Sinclair, köstlich, wie eben nur das Blut des Satans schmecken kann.«

Zum ersten Mal hatte ich einen Hinweis bekommen und hielt so etwas wie das Ende eines roten Fadens in der Hand. Es ging um eine Blutquelle, die durch das Blut des Satans gespeist wurde.

»Du hast es genossen, wie?«

»Sehr.«

»Hat es dich stark gemacht?«

»Ich bin allen überlegen.«

»Das wird sich noch herausstellen. Satan ist nicht alles. Du weißt sicher, dass es auch Gegenspieler gibt. Und einer davon steht neben dir.«

»Du kannst nicht gewinnen, Sinclair. Du wirst immer den Kürzeren ziehen. Wenn ich es nicht bin, dann ist es ein anderer. Letztendlich wird die Hölle gewinnen.«

»Das werden wir sehen. Bisher habe ich noch alles gut überstanden, und auch du hast es noch nicht geschafft.«

»Ich bin noch nicht fertig!« Nach diesem Satz drückte er sich von der Wand ab und fuhr herum.

Plötzlich standen wir uns wieder gegenüber. Ich warf einen Blick in seine blutigen Augen, und jetzt war mir klar, dass er wirklich von der Quelle getrunken hatte. Er ignorierte meine Waffe. Er begann zu grinsen, und seine Augen schimmerten plötzlich, als hätte die Oberfläche des Blutes einen Spiegel erhalten.

Das war nur etwas zwischen ihm und mir. Die Kollegen schienen nicht vorhanden zu sein. Ich streckte die rechte Hand mit der Waffe aus und drückte die Mündung von unten her gegen sein Kinn.

»Es hat keinen Sinn, wenn du etwas versuchst«, flüsterte ich. »In dieser Waffe befinden sich Kugeln aus geweihtem Silber. Du kannst es nicht schaffen.«

Er blieb gelassen. »Ich bin nur einer unter vielen, die den richtigen Weg eingeschlagen haben. Andere warten. Sie lieben alle die Blutquelle des Satans, die so unerschöpflich ist.« Er grinste mich in einer Art und Weise an, die mir sagte, dass gleich etwas passieren würde.

Dem beugte ich vor.

Ohne Vorwarnung trat ich ihm die Beine weg. Der Mann fiel zu Boden und war noch nicht richtig gelandet, als ich mich an die Kollegen wandte. »Handschellen - los!«

Sie reagierten sofort. Gleich mehrere Polizisten stürzten sich auf ihn und ließen ihm keine Chance. Er leistete auch keinen Widerstand, was mich ebenfalls unangenehm berührte. Widerstandslos ließ er sich fesseln. Und nicht nur an den Händen, sondern auch an den Füßen. Mit seinem Verhalten kam ich einfach nicht klar.

Wir ließen ihn zunächst auf dem Boden liegen. Diesmal auf dem Bauch. Aber fast alle Umstehenden hörten sein leises Lachen und waren darüber nicht eben erfreut, ich eingeschlossen.

Der Chef der Truppe schüttelte den Kopf. »Das habe ich noch nie erlebt. Wer ist dieser Mann? Woher nimmt er seine

verdammte Sicherheit?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen. Aber ich werde es herausfinden.«

»Was haben Sie denn vor?«

»Nur ein Verhör.« Ich lächelte kantig. »Zunächst. Deshalb werden wir ihn in eine Zelle im Yard schaffen. Können Sie das übernehmen?«

»Ich müsste einen Wagen kommen lassen.«

»Das wäre gut. Dann würde ich nämlich mit Ihnen fahren.«

»Nichts dagegen.«

»Gut, dann leiten Sie alles in die Wege. Ach ja, noch etwas. Wissen Sie, was mit der jungen Frau ist?«

»Nicht genau. Aber wir haben einen Arzt unter den Kunden gefunden. Der kümmerte sich um sie. Sie befindet sich jetzt in einem Krankenhaus.«

»Sehr gut.«

Ich schaute auf den Mann im dunklen Mantel, der so starr vor meinen Füßen lag wie ein Toter.

Er hatte es nicht geschafft, mich umzubringen. Aber damit war der Fall für mich nicht erledigt. Ich hatte mehr das Gefühl, erst am Anfang zu stehen, denn aus eigener Initiative hatte er bestimmt nicht gehandelt.

Irgendwer hatte einen Plan geschmiedet. Irgendwo braute sich etwas zusammen, doch wer oder was hinter allem steckte, das war nach wie vor die große Frage ...

\*\*\*

Knapp eine Stunde später war der Mann in einer sicheren Zelle untergebracht worden. Dort wurde er von einer Kamera beobachtet, die ihre Bilder auf einen Monitor übertrug, vor dem ein Kollege saß und den Bildschirm nicht aus den Augen ließ.

Ich wollte mir mit der Befragung Zeit lassen und war zu-

nächst ins Büro gegangen, wo man mich deshalb erstaunt anblickte, weil ich ohne Tüten zurückgekehrt war. Ich hatte auch nicht das Messer als Souvenir mitgebracht, das lag inzwischen in unserem Labor, um dort untersucht zu werden.

Die spöttischen Kommentare einer gewissen Glenda Perkins erstickte ich mit wenigen Handbewegungen. Sie kannte mich und hatte meinem Gesicht angesehen, dass etwas nicht stimmte.

»Was ist denn passiert, John?«

»Darauf werde ich gleich zu sprechen kommen.« Ich hatte schon einen Blick in unser Büro geworfen und es leer vorgefunden. »Ist Suko nicht hier?«

»Nein, er ist gerade mal weg zur Toilette.«

»Okay, dann warte ich.«

Glenda schaute mich genauer an und entdeckte plötzlich einen Blutspritzer auf meinem beigen Cordhemd. »He, was ist das? Blut, wenn mich nicht alles täuscht.«

»Kann sein.«

»Und?«

»Es stammt nicht von mir.«

»Von wem dann?«

»Später.«

Die Tür wurde geöffnet. Ein Luftzug fuhr in den Raum und erwischte auch die Flamme der dicken Kerze, die in einer Schale auf Glendas Schreibtisch stand, die mit Tannenzweigen ausgefüllt war.

»He, schon wieder zurück? Das ist ja schnell gegangen. Hast du denn alles gefunden?«

»Er hat gar nichts gefunden«, antwortete Glenda für mich.

»Er ist nicht dazu gekommen.«

»Wieso?«

»Komm erst mal rein«, sagte ich.

Er schloss die Tür und müsste noch warten, bis ich mir einen Kaffee geholt hatte. Obwohl die Tür zu unserem Büro offen

stand, gingen wir nicht hinein, sondern blieben im Vorzimmer, und zwei Augenpaare schauten mich gespannt an.

Auf Glendas Schreibtischkante fand ich Platz, trank noch mal einen Schluck von ihrem weltmeisterlichen Kaffee und gab dann einen Bericht ab, wobei mich weder Glenda noch Suko unterbrachen.

Sie staunten mich nur an, und ihre Augen wurden dabei immer größer. Glenda trank ebenfalls Kaffee, um ihre Nervosität zu verbergen. Auch sie war einiges gewohnt, doch als ich meinen Bericht beendet hatte, da konnte sie nur den Kopf schütteln und flüstern: »Das ist doch nicht möglich. Das gibt es nicht.«

»Doch, Glenda, es ist möglich. Ich will euch hier keinen Bären aufbinden.«

»Ein Mann mit Blutaugen?«

»Ja. Du kannst ihn dir sogar anschauen. Ich habe ihn gefesselt in die Sicherheitszelle schaffen lassen, wo er auch von einer Kamera überwacht wird.«

»Da komme ich nicht mit. Wie ist das möglich?«

»Hattest du nicht das Satansblut erwähnt?«, erkundigte sich Suko.

»Ja, genau.«

»Eben. Das ist die Quelle, die wir finden müssen. Vorausgesetzt, er verrät sie uns.«

»Deshalb werden wir ihn auch verhören.« Ich stellte die Tasse zur Seite und hob die Schultern. »So hatte ich mir meine Weihnachtseinkäufe nicht vorgestellt.«

»Aber du hast dir bestimmt Gedanken darüber gemacht, wer dahinter stecken könnte?«, fragte Suko.

»Klar, das habe ich. Ist auch kein Problem gewesen. Nur bin ich zu keinem Ergebnis gekommen. Ich kenne nicht mal den Namen von diesem Killer. Ich bin froh, dass ich ihn letztendlich geschafft habe, und alles weitere wird sich ergeben, wenn wir ihn verhören. Hoffe ich zumindest.«

»Der Satan!«, erklärte Glenda. Sie ballte dabei die rechte Hand zur Faust.

»Für mich gibt es keine andere Lösung. Das kann nur er gewesen sein. Oder auch Luzifer.«

»Und was ist mit van Akkeren?«, erkundigte sich Suko.

»Müssen wir auch in Betracht ziehen. Wie gesagt, ich habe keine Hinweise.«

»Wann willst du mit der Befragung beginnen?«

»So schnell wie möglich.«

Suko nickte. »Und hast du schon Sir James informiert?«

»Ja, von unterwegs. Ich habe ihn über Handy angerufen und in einer kleinen Konferenz erreicht. Es ist alles so weit in Ordnung, wie er sagte. Er lässt uns wie immer freie Hand.«

»Du bist mit diesem Mann gefahren?« Glenda schüttelte sich, nachdem sie die Frage gestellt hatte.

»Ja, das bin ich. Und er hat keine Probleme gemacht. Er saß neben mir, schaute aus dem Fenster und lächelte manchmal vor sich hin, was natürlich darauf schließen lässt, dass er noch nicht aufgegeben hat.«

»Dann scheint er sich sicher zu fühlen«, bemerkte Suko.

»Wer so reagiert, hat noch Trümpfe in der Hinterhand.«

»Vielleicht können wir sie ihm ja hervorlocken.«

»Dann packen wir es an.«

Ich sah Glenda an, dass sie uns gern begleitet hätte, doch ich schüttelte den Kopf. »Du bleibst hier, meine Liebe. Das sind Dinge, die nur Suko und mich etwas angehen.«

»Ja, ja, ich weiß. Trotzdem hätte ich mir gern einen Menschen mit Blutaugen angeschaut.«

»Es ist kaum aufgefallen, dass er welche hat. Erst bei genauem Hinsehen habe ich das feststellen können. Und das fremde Blut befindet sich nicht nur in den Augen, es hat sich in seinem gesamten Körper verteilt. Ich habe es in seinem Gesicht gesehen, als es die Poren durchdrang und dort Flecken bildete. Es ist sogar möglich, dass er einen regelrechten Blutaustausch

hinter sich hat. Wenn es eine Blutquelle gibt, scheint sie unerschöpflich zu sein.«

»Furchtbar.«

Ich tätschelte ihre Wange. »Aber das ist nicht dein Problem, liebe Glenda.«

»Lass das. Ich bin kein kleines Kind.«

»Schon gut. Sei nicht so empfindlich.«

Ich lächelte ihr noch kurz zu, dann ging ich zur Tür, an der Suko bereits stand und auf mich wartete. Mein Gesicht hatte wieder einen ernsten Ausdruck bekommen, denn was vor uns lag, war alles andere als lächerlich ...

\*\*\*

Jorge hatte noch gut eine Minute in der dunklen und kalten Nacht gewartet. Er wollte sichergehen, dass er keinem Irrtum erlegen war und der Wagen tatsächlich die Station als Ziel hatte. Erst als er sicher war, suchte er sich eine Deckung außerhalb des Gebäudes. Er fand einen großen Felsen, der an der nördlichen Hangseite wie festgepappt auf dem Boden lag, als hätte ihn jemand vergessen, ins Tal zu rollen.

Er duckte sich hinter dem Felsen zusammen und wartete zunächst ab. Jorge überlegte dabei, wer diese einsame Station besuchen würde und was der Grund dafür war. Eine Lösung kam ihm nicht in den Sinn. Selbst seine Schmugglerkollegen trafen sich woanders und nicht hier auf der Höhe.

Vielleicht wusste der Ankömmling auch über etwas anderes Bescheid. Über den Killer, der Sandro umgebracht hatte. Es war auch möglich, dass die beiden unter einer Decke steckten und er sich überzeugen wollte, ob alles glatt gegangen war.

Darauf stellte sich Jorge besonders ein, und er würde sich so schnell nicht blicken lassen und zunächst mal abwarten, was der Fahrer des Wagens vorhatte.

Das Auto schob sich höher. Wenn Jorge den Kopf drehte, sah

er hin und wieder die kalte Flut des Scheinwerferlichts, die über das kahle Gelände strich.

Es war natürlich still um diese Zeit, und so vernahm er sehr bald das Geräusch des Motors. Wer sich in die Berge wagte, der musste einfach einen Geländewagen nehmen, und so stellte Jorge sich darauf ein, ihn bald um die letzte Kurve fahren zu sehen.

Der Wagen rollte tatsächlich nach links. Das Licht der Scheinwerfer breitete sich für einen Moment auf dem Boden aus, trieb dann weiter in eine Kurve hinein und erfasste die Mauer der alten Bahnstation.

Der Beobachtungsosten war gut gewählt. Jorge hatte mit seiner Vermutung Recht, denn es handelte sich tatsächlich um einen Geländewagen. Die Marke konnte er nicht erkennen.

Lange blieb der helle Anstrich der Scheinwerfer an der Hauswand nicht. Dann sackte das Licht zusammen, und über das Land legte sich wieder die Dunkelheit.

Es passierte nichts. Der Fahrer blieb im Wagen sitzen. Das Auto war tatsächlich nur mit einem Mann besetzt, was Jorge schon sehr entgegenkam, denn er richtete sich auch auf eine körperliche Auseinandersetzung ein.

Jorge wunderte sich, dass der Fahrer auch nach einer Minute Wartezeit den Wagen noch nicht verlassen hatte. Als Schatten war er durch das Seitenfenster zu erkennen. Er schien nicht mal zu atmen.

Wieder verging eine Minute. Dann endlich bewegte sich die Gestalt hinter dem Lenkrad, und kurze Zeit später schwang die Tür des Wagens auf.

Der Mann stieg aus.

Nicht normal, sondern mit genau abgestimmten Bewegungen. Das tat nur jemand, der misstrauisch war und sicherlich dafür auch einen Grund hatte.

Er schloss die Tür. Er ging zwei, drei Schritte von seinem Wagen weg, setzte seinen Weg aber nicht fort, sondern blieb

wieder stehen, um sich umzuschauen.

Er sah nichts. Erst recht nicht Jorge, den der Schatten des Felsen deckte.

Was hatte der Fremde vor? Warum war er gekommen? Noch hatte er die alte Station nicht betreten, aber er schaute auch nicht auf die Uhr wie jemand, der auf eine andere Person wartet.

Da stimmte was nicht...

Jorge wollte nicht gesehen werden. Er spähte nur vorsichtig hinter seiner Deckung hervor, bekam aber alles mit und sah, dass sich der Fremde jetzt entschlossen hatte, der Station einen Besuch abzustatten, denn er ging direkt auf die Tür zu.

Das Herz des Schmugglers klopfte schneller. Mit der Zunge n-spitze fuhr er über seine kalten Lippen hinweg. Auch in seinem Kopf tuckerte es, und er merkte, wie ihm warm wurde, als hätte irgendetwas sein Blut zum Kochen gebracht.

Wenn der Fremde die Station betrat, dann musste er automatisch den toten Sandro auf der Bank liegen sehen, denn blind war er nicht. Die Tür hatte er geöffnet, schaute noch mal zurück, und Jorge war froh, dass er seine Deckung noch nicht verlassen hatte.

Dann setzte der Fremde seinen Weg fort und überschritt die Schwelle zum Innern. Er verschwand. Für Jorge sah es aus, als hätte er sich aufgelöst. Der Schmuggler zählte bis zehn. Erst dann verließ er den Platz hinter dem Felsen.

Er wollte nicht zur Tür laufen und die Station betreten, sondern erst mal durch eines der glaslosen Fenster hineinschauen und erfahren, was sich dort abspielte.

Geduckt näherte er sich der Mauer. Der Wind war wieder kälter geworden. Außerdem roch die Luft nach Schnee. Da konnte Jorge sich aus. Ein Schauer würde die Umgebung zumindest erwischen.

Er wurde nicht gesehen. Niemand ließ sich am Fenster blicken. Er hörte auch nichts nach draußen klingen. Kein Hüsteln,

keine Schritte oder Worte, die aus Selbstgesprächen stammten.

Der Schmuggler duckte sich noch tiefer, legte dann den letzten Schritt zurück und blieb rechts neben der offenen Luke stehen. Noch traute er sich nicht, in die Station zu schauen. Wieder zählte er bis zehn, dann hatte er den Entschluss gefasst und drehte seinen Kopf, um in das Innere zu schauen.

Seine Augen hatten sich längst an die Dunkelheit gewöhnt. So war er in der glücklichen Lage sich auszukennen, was vielleicht bei dem anderen Mann nicht der Fall war.

Jorge sah ihn. Er stand nicht weit von der Bank entfernt. Den Toten musste er längst entdeckt haben, doch er sah ihn nicht an, sondern schräg an ihm vorbei und zu Boden. So wie er wirkte ein Mensch, der in Gedanken versunken ist.

Jorge fragte sich, wie er den Mann einzuschätzen hatte. War er harmlos? War er jemand, der sich nur verfahren hatte, oder einer, der genau wusste, was er tat und bewusst dieses Ziel gewählt hatte?

Wie ein Verbrecher oder ein Mörder benahm er sich nicht. Es sah schon irgendwie harmlos aus, wie er nahe der Bank stand und darüber nachzudenken schien, wie es weitergehen sollte.

Jorge wusste es, was ihn anbetraf. Er zog sich vom Fenster zurück, um seinen Plan in die Tat umzusetzen. Dass der Fremde mit dem Mord an seinem Bruder *etwas* zu tun hatte, war absurd, aber vielleicht kannte er den Killer und wartete auf ihn.

Jorge fieberte innerlich. Er fühlte sich stark genug, eine Auseinandersetzung zu gewinnen, aber er benahm sich trotzdem nicht wie der Elefant im Porzellanladen, sondern schlich auf leisen Sohlen in Richtung Tür, denn durch das Fenster wollte er nicht steigen.

Ganz konnte er die Geräusche nicht vermeiden, was auch nicht tragisch war, denn der andere hörte ihn nicht. Er schreckte erst zusammen, als die Tür weiter aufgezogen wurde und tat etwas, womit Jorge nicht gerechnet hatte.

Er zog eine Waffe!

Der Schmuggler konnte nicht mehr zurück. Er ging noch einen Schritt nach vorn und hob automatisch die Hände.

»Komm näher!«

»Ja.«

Jorge war auf französisch angesprochen worden und hatte auch so geantwortet. Er ließ die Arme oben, als er weiterging und stoppte, als ihm der Mann den Befehl gab.

Der Fremde trug dunkle Winterkleidung. Die Mütze hatte er abgenommen, sodass sein blondes Haar zu sehen war. Auch in der Dunkelheit war er recht gut zu erkennen, und er machte auf Jorge einen sympathischen Eindruck, trotz der Waffe in seiner Hand.

Er ließ seine Arme sinken, was den Fremden nicht störte. Dann sagte Jorge mit leiser Stimme: »Der Tote ist mein Bruder. Man hat ihm die Kehle durchgeschnitten, aber ich bin es nicht gewesen, das kann ich schwören. Ich war es nicht.«

»Wer dann?«

»Ich habe keine Ahnung, aber ich weiß, dass der Schweinehund noch in der Nähe ist.«

»Wie kommst du darauf? Hat dir das jemand gesagt?«

»Das habe ich gespürt, und ich glaube auch, ihn gesehen zu haben.«

Der Blonde verzog die Lippen, aber Jorge wusste nicht, ob er lächelte. Dann sagte der Mann: »Ich denke, dass es besser ist, wenn du mir alles von Beginn an erzählst und auch, weshalb ihr euch gerade hier oben herumgetrieben habt?«

»Unser Wagen ist verreckt. Wir wollten Ware über den Pass bringen. Die letzte Fuhrte in diesem Jahr ...«

»Schmuggelware?«

Jorge zuckte nur mit den Schultern.

»Rede weiter. Das interessiert mich nicht.«

Der Spanier atmete auf. Er hatte den Fremden also doch richtig eingeschätzt, und jetzt spürte er, wie groß das Vertrauen

war, das er diesem Mann entgegenbrachte, obwohl er nicht mal dessen Namen kannte. Es sprudelte nur so aus ihm heraus, und der Mann hörte sehr genau zu, wobei er keine einzige Frage stellte, selbst dann nicht, als Jorge ihm das Erlebnis auf dem Dach schilderte.

»Das ist alles, was ich dir sagen kann. Und ich schwöre im Angesicht meines toten Bruders, dass ich nicht gelogen habe. Es entspricht alles der reinen Wahrheit.«

Der Blonde ließ sich Zeit mit der Antwort. Schließlich sagte er die beruhigenden Worte: »Ja, das denke ich mir.« Er steckte jetzt seine Waffe weg und fragte nach Jorges Namen. »Wie heißt du?«

»Jorge. Jorge Amado.«

»Spanier?«

»Si.«

»Gut, ich werde dir auch meinen Namen sagen. Ich heiße Godwin de Salier.« Der Blonde hatte seinen Namen mit einem bestimmten Unterton in der Stimme ausgesprochen, als warte er auf eine bewusste Reaktion seines Gegenübers, doch Jorge hob nur die Schultern, denn dieser Name sagte ihm nichts.

»Du hast noch nie von mir gehört?«

»Nein.«

»Das ist gut.«

Amado musste lachen. »Gut? Ich weiß nicht, ob das gut ist. Aber mich würde interessieren, weshalb du hierher gefahren bist. Die Gegend ist verdammt kalt und einsam.«

»Ich suche etwas.«

»Was oder wen?«

»Einen Mann«, erklärte de Salier, »oder auch mehrere. Ich weiß, dass es sie gibt. Dass sie ausgezogen sind, um ihre Freunde zu suchen. Es sind Mörder, die im Namen eines anderen killen.«

»Wer ist das?«

»Satan!«

Godwin de Salier hatte den Begriff einfach nur so über seine Lippen fließen lassen, aber Jorge hatte ihn verdammt gut verstanden. Er lachte nicht, was er bei jedem anderen getan hätte, doch in diesem Fall blieb er stumm und merkte auch, dass er weiche Knie bekam.

Niemals hätte er sich als abergläubig bezeichnet, aber hier sah das anders aus. Es konnte an der düsteren Umgebung liegen und zugleich an den zahlreichen Geschichten, die er schon als Junge gehört hatte. Denn oft genug hatte in diesen alten Bergsagen und Legenden der Teufel eine große Rolle gespielt.

Jetzt war er erneut damit konfrontiert worden, doch hier lagen die Dinge anders. Er war erwachsen, sein Gegenüber war es ebenfalls, und seine Stimme hatte verflucht ernst geklungen. Wie bei jemandem, der an den Teufel glaubt.

»Du hast es gehört, Jorge?«

Der Schmuggler nickte.

»Dann kannst du davon ausgehen, dass einer dieser Satansdiener deinen Bruder getötet hat. Einer, der mit dem Blut der Hölle getauft worden ist.«

»Aber wieso?« Jorge stand zitternd da. Er zweifelte nicht an den Worten seines neuen Verbündeten. Er nahm alles hin, und aus seinem Mund drang ein Stöhnen.

»Der Teufel hat einen langen Arm, Jorge. Aber manchmal ist er für ihn nicht lang genug. Dann will er ihn länger haben. Dann will er noch tiefer in das menschliche Geschehen eingreifen. Er kann nie genug Diener bekommen, er ist immer wieder auf der Suche nach neuen Vasallen. Das mal als Information.«

»Und warum bist du gekommen?«, fragte Jorge. »Was ... was ... willst du hier finden?«

De Salier zuckte die Achseln. »Es ist etwas kompliziert. Ich möchte an die Quelle heran. An die Quellen des Teufels, mein Freund. An die Blutquelle.«

»Wieso?«

»Ja, es gibt sie. Es gibt eine Quelle, aus der Blut sprudelt. Man sagt, dass es dem Teufel gehört und diese Quelle eine Verbindung zur Hölle hat. Es kann eine Sage sein, aber so recht glaube ich nicht daran. Und diese Quelle möchte ich finden, um sie zum Versiegen zu bringen. Das ist alles.«

»Soll sie denn hier oben sein?«

»Nein, aber man vermutet sie hier in der Nähe. Ich habe meine Informationen.«

»Ja, das glaube ich dir. Aber... aber ...warum bist du dann überhaupt hier? Warum hast du nicht woanders gesucht. Ich kenne mich auf dieser Höhe aus. Hier gibt es keine Quellen. Erst recht keine, aus denen Blut fließt.«

»Das stimmt. Deine Frage ist auch berechtigt. Aber ich habe erfahren, dass sich die Bluttrinker hier oben des Öfteren getroffen haben. Es sind Menschen, die der Hölle sehr nahestehen, die an der Seite des Teufels ihr weiteres Leben fristen wollen. Die sich in seiner Nähe sicher fühlen und nie mehr von ihm lassen werden. Das alles kommt hier zusammen.«

Jorge sagte nichts. Er musste das Gehörte zunächst mal verarbeiten. Er begann zu zittern, und trotz der Kälte brach ihm der Schweiß aus allen Poren. Er war zudem wie vor den Kopf geschlagen, drehte sich aber sehr langsam um, weil er noch einen Blick auf seinen ermordeten Bruder werfen wollte.

»Er wurde getötet«, flüsterte er dabei. Man brachte ihn brutal um. Gnadenlos. Kann man jetzt sagen, dass du den Mörder vielleicht kennst?«

»Es war einer von ihnen.«

»Verdammtd!«, keuchte Jorge. Er merkte, dass Tränen in seine Augen stiegen. »Warum hat man ihn denn umgebracht? Er hat doch keinem etwas getan!«

»Sie bringen jeden um, der sie stört.«

Jorge Amado drehte sich wieder. »Aber mich nicht, verflucht. Mich haben sie am Leben gelassen. Warum?«, schrie er. »Warum denn? Habe ich sie nicht gestört?«

Godwin de Salier blieb gelassen. »Du musst anders denken, mein Freund. Sie haben es versucht, oder nicht?«

»Weiß nicht...«

»Erinnere dich, als du auf dem Dach gewesen bist. Du hast mir davon berichtet ...«

»Ja, verdammt, das habe ich. Aber ... aber ich habe keinen gesehen, verstehst du?«

»Nicht?«

»Nein!«

»Denk nach.«

Das tat Jorge. Er holte sich das Erlebnis noch mal in die Erinnerung zurück. Wie er es auch drehte und wendete, er hatte keinen Angreifer direkt gesehen.

Und doch fiel ihm etwas ein, mit dem er auch nicht über dem Berg hielt. »Ja«, flüsterte er und nickte dabei. »Da ist etwas gewesen. Ich habe es mehr geahnt als gespürt. Es war kein direkter Angriff. Es hat sich auch in der Luft befunden.«

»Aha.«

»Wieso?«

»Du kannst und darfst sie nicht mit normalen Menschen gleichsetzen, Jorge. In ihnen steckt etwas anderes. Es mag die Kraft der Hölle sein, die dafür sorgt, dass sie den Menschen über sind. Sie können möglicherweise Dinge, von denen wir nur träumen. Und deshalb müssen wir verdammt auf der Hut sein.«

»Ich auch?«

»Natürlich.«

»Aber ich will es nicht...«

Jorge lächelte. »Dann hättest du zuvor fliehen müssen. Jetzt ist es zu spät. Ich glaube nämlich nicht, dass sie dich gehen lassen werden. Sie sind einfach zu sehr aufgeschreckt worden. Ich glaube, dass du ihnen die Pläne zerstört hast.«

»Welche denn?«

»Die sie mit mir gehabt haben. Ich bin ihr Feind. Sie wollen

mich töten und umgekehrt wird ebenfalls ein Schuh daraus. Darauf musst du dich einstellen.«

Jorge sagte nichts. Er schaute sein Gegenüber nur an. Er richtete den Blick in dessen Gesicht und versuchte darin zu lesen. Mein Gott, die alten Leute mit ihrer Lebenserfahrung konnten so etwas, aber ihm fehlte sie. So verließ er sich auf den offenen Blick des Mannes, in dem keine Hinterlist zu lesen war, und trotzdem fühlte sich Jorge irgendwie so klein und gedemütigt.

»Tut mir Leid, aber ich weiß wirklich nicht, wie es weitergehen soll. Wer bist du eigentlich? Ich kenne deinen Namen, ja, aber ich weiß nicht, was hinter dir steckt. Bist du so etwas wie ein Rächer? Jemand, der im Leben eine bestimmte Aufgabe bekommen hat? Ist es das, womit ich umgehen muss?«

»Nein, das ist es nicht, mein Lieber. Ich sehe mich nicht als Rächer an, wenn du das meinst.«

Jorge ging in die Knie und streckte die Arme mit den geballten Händen nach vorn. »Aber du musst doch irgendetwas sein? So wie du reagiert kein normaler Mensch.«

»Das ist nicht falsch. Wenn du willst, dann werde ich dir sagen, wer ich bin. Ein Templer.«

Jorge schwieg. Es hatte ihm die Sprache verschlagen. Der neue Begriff sirrte durch seinen Kopf. Er konnte nicht mehr auf der Stelle bleiben und ging mit kleinen Schritten auf und ab, wobei er einige Male seine Hand gegen die Stirn drückte.

Templer!

Ja, das war ihm ein Begriff, denn er stammte aus einer für die Templer sehr geschichtsträchtigen Gegend. Im Süden Frankreichs und im Norden

In Spanien hatten zahlreiche ihrer Hochburgen gelegen. Da hatten sie im Mittelalter ihre Burgen und Klöster gebaut und sich darin zurückgezogen. Sie waren mächtig gewesen, sehr mächtig sogar, aber um diesen Orden herum hatte es auch ein Geheimnis gegeben. Manche sahen ihn als Anbeter von Götzen

oder des Teufels an. So sehr die Kirche sie mal gebraucht hatte, um so härter waren sie später verfolgt und vernichtet worden. Man hatte ihre Burgen und Klöster gestürmt und teilweise dem Erdboden gleichgemacht. Jetzt gab es von diesen einst so stolzen Horden nur noch Reste und Fragmente.

Auf beiden Seiten des Gebirges waren sie zu finden. Jorge kannte auch Menschen, die diese Burgen besuchten und sich für die Templer interessierten, aber ihm war das alles einfach zu weit weg. Auch zu theoretisch. Er konnte nichts damit anfangen.

Und jetzt stand einer der Templer vor ihm!

Der Schmuggler glaubte es kaum. Deshalb schüttelte er auch den Kopf. Er wusste noch, dass die Templer in langen Gewändern auftraten, auf deren Rückseiten Kleeblattkreuze zu sehen waren, aber so hatte er noch keinen gesehen.

»Ja«, sagte er, »ja. Es ist komisch, aber ich glaube dir, obwohl das für mich alles sehr schwer zu begreifen ist.«

»Das weiß ich. Damit brauchst du dich nicht zu beschäftigen. Aber was immer du über uns vielleicht gehört hast, nicht alles entspricht der Wahrheit. Wir sind keine Gruppe, die einem Dämon huldigt. Im Gegenteil, wir bekämpfen ihn. Es gibt einen Todfeind, dem wir den Kampf angesagt haben. Er heißt Baphomet. Er ist der Dämon mit den Karfunkelaugen. Es hat ihn schon immer gegeben, aber in der letzten Zeit hat er es geschafft, seine Macht zu festigen, und dagegen müssen wir angehen. Das sind wir unserem Ruf schuldig.«

Jorge hatte schweigend zugehört. Da konnte ihm noch so viel erklärt werden, er würde seine Probleme immer damit haben. Aber er akzeptierte den anderen und deutete dies durch ein Nicken an.

De Salier kam auf ihn zu. »Ich weiß, dass uns beide das Schicksal hier hat zusammentreffen lassen. Wir müssen es einfach hinnehmen. Wir können nicht dagegen ankämpfen. Es ist unmöglich, denn das schafft kein Mensch. Jeder hat seine

bestimmte Aufgabe im Leben und wird vom Wind des Schicksals in bestimmte Richtungen geweht, wo er sich dann einfach bewähren muss. Das ist auch bei uns so. Es ist Zufall, dass wir jetzt nebeneinander stehen. Ich hätte dir gern den Rat gegeben, dich in dein Auto zu setzen und zu fliehen, doch das ist nicht möglich. Auch ich werde nicht fahren, sondern abwarten, was hier passiert. Und ich glaube fest daran, dass meine Informationen stimmen.«

»Du willst hier die Mörder finden?«

»Das habe ich vor.«

»Und dann?«

»Dann möchte ich, dass sie mich zur Blutquelle führen, damit ich sie zum Versiegen bringen kann. Siegfried hat im Blut eines Drachen baden können, aber ich möchte nicht, dass Menschen im Blut des Teufels oder eines anderen ranghohen Dämons baden. Mehr kann ich dir zu diesem Thema nicht sagen, Jorge.«

»Ja, das nehme ich an. Vielen Dank«, flüsterte er und fühlte sich noch immer wie vor den Kopf geschlagen.

Er konnte zwar denken, doch er schaffte es nicht, seine Gedanken zusammenzuhalten. Irgendwo gab es da eine Sperre, die er nicht überwand.

De Salier kümmerte sich nicht mehr um ihn. Er passierte Jorge und ging auf die Tür zu, um ins Freie zu treten. Der Schmuggler blieb zurück. Er schaute auf seinen toten Bruder. Dabei schüttelte er den Kopf, und er merkte, dass es wieder heiß in ihm hochstieg.

»Warum hast du sterben müssen, Sandro? Warum? Es war alles so verdammt sinnlos.«

Er bekam natürlich keine Antwort und dachte daran, dass de Salier verschwunden war. Allein in der Station fühlte er sich verdammt unwohl. Bevor sich dieser Eindruck noch verstärken konnte, ging er nach draußen. Er sah den Templer neben seinem Wagen stehen. Eine der beiden hinteren Türen hatte er

geöffnet und sich in den Wagen hineingebeugt. Dort holte er etwas hervor. Es war ein langer Gegenstand, der aussah wie ein Stock. Beim Näherkommen allerdings sah Jorge, dass es ein Schwert war. Darauf verließ er sich nicht allein, er hatte zusätzlich noch eine kurzläufige Maschinenpistole ins Freie getragen.

»Willst du sie damit bekämpfen?«, fragte Jorge.

»Ja. Außerdem habe ich noch eine Pistole und auch genügend Munition. Kannst du mit Waffen umgehen?«

»Mehr mit einem Gewehr.«

»Das habe ich leider nicht.«

»Ich bin auch gut mit dem Messer.«

»Trägst du eines bei dir?«

»Ja.«

»Das ist gut. Dann werden wir uns ja zu wehren wissen.« Er lächelte. »Komm wieder rein.«

Jorge zögerte noch. »Willst du in der Station auf die warten?«  
»Genau.«

»Und wann - denkst du - werden sie kommen?«

Godwin lächelte. »Sie sind schon da, das weiß ich. Aber ihre große Zeit ist immer die Nacht. Und die wird bald hereinbrechen, denn dunkel ist es ja schon lange.«

Jorge Amado sagte nichts mehr. Er konnte den Mann nur bewundern, der so gar keine Angst zeigte und vorhatte, eine Blutquelle zum Versiegen zu bringen.

Hätte man ihm das vor ein paar Stunden gesagt, hätte er kein Wort davon geglaubt. Jetzt aber fühlte er sich als Mittelpunkt eines Horrors, dem er aus eigener Kraft wohl nicht mehr entgehen konnte ...

\*\*\*

Es gibt bei uns auch eine Abteilung, in der die Menschen untergebracht sind, die als besonders gefährlich gelten und

stets überwacht werden müssen. Dieser Dienst ist ein 24-Stunden-Job und wird von zwei Kollegen in Schichtarbeit durchgezogen. Vier Mal wechselten sie sich am Tag ab.

Suko und ich hatten uns zuvor angemeldet, und so tauchten wir nicht überraschend in der Überwachungskammer auf, die unter der Erde lag und in die deshalb kein Tageslicht drang. Es war auch durch das künstliche Licht nicht besonders hell im Raum, dafür konnten auf den Monitoren auch Details kontrolliert werden.

Ich kannte die beiden Kollegen vom Sehen. Zwar standen auch Schilder mit ihren Namen auf den Konsolen, doch die übersah ich. Die Luft war hier unten ziemlich warm, so saßen die beiden Männer mit aufgekrempelten Hemdsärmeln vor den Monitoren.

»Gibt es eine Veränderung?«, fragte ich.

»Nein, Sir. Alles ruhig. Der Typ kann sich auch kaum bewegen, man hat ihn ja angekettet.« Der Mann schüttelte den Kopf.  
»Was ist mit ihm los? Ist er so gefährlich?«

»Ja.«

Der Kollege deutete auf den Monitor. Dort gab es nur ein Schwarzweißbild zu sehen, doch auch das reichte aus, um die Veränderung im Gesicht des Mannes zu erkennen. »Was ist das?«

Ich wusste es, aber ich sagte es ihm nicht. »Vielleicht irgendwelche Flecken, die die Aufregung hinterlassen hat. Wir werden es herausfinden. Können wir jetzt zu ihm?«

»Sofort. Sie müssen beide nur noch unterschreiben.«

Uns wurde ein Buch vorgelegt, in dem wir unsere Unterschriften hinterließen.

Erst dann konnten wir gehen.

Es gab keine Schlüssel mehr, die klimperten. Das alles gehörte der Vergangenheit an. Heutzutage setzte man voll auf High Tech, auch in diesem Sicherheitsbereich. Die Tür zum Zellengang öffnete sich nur, wenn ein bestimmter Code in eine

Tastatur eingegeben wurde. Erst dann hatten wir freie Bahn.

In dem kahlen Betongang herrschte eine bedrückende Stille. Die Wärme hatten wir auch hinter uns gelassen, und ich merkte, dass ein leichtes Frösteln über meine Haut rann. Der Mann mit den Blutaugen war im Moment der einzige Gefangene hier unten, der so sicher verwahrt wurde.

Bevor wir die verschlossene Tür erreichten, meldete sich mein Handy.

»Moment«, sagte ich und blieb stehen.

Es war Glenda Perkins, die mich sprechen wollte.

»Ja, Glenda, was gibt es denn?«

»Ich habe soeben einen Anruf aus dem Labor erhalten. Dort wurde das Messer untersucht. Es sind die Fingerabdrücke gefunden worden, die wir uns gewünscht haben.«

»Sehr gut. Aber deshalb rufst du nicht nur an, wie ich dich kenne.«

»Nein. Ich habe mich etwas schlau gemacht. Die Abdrücke sind registriert, John.«

»He, hört sich ja gut an. Und wie heißt der Typ?«

»Francis Clayton.«

»Sorry, aber der Name sagt mir nichts.«

»Er ist einschlägig bekannt. Du hättest ihn eigentlich kennen müssen, John, aber man kann ja nicht überall sein, das sehe ich auch so.«

»Los, rück schon raus mit der Sprache.«

»Clayton ist aufgefallen, weil er sich dem Teufel zugewandt hat. Ja, er ist jemand gewesen, der Schwarze Messen forcierte, in denen es nicht eben gewaltfrei zuging. Sogar Tote soll es gegeben haben, aber ihre Leichen waren plötzlich verschwunden und tauchten nie wieder auf. So war Clayton nichts nachzuweisen.«

»Weiß man was über seine Vergangenheit?«

»Nein, so gut wie nichts. Er hat eben den Satan als seinen Gott oder Götzen anerkannt. Der Fall allerdings liegt bereits

zwei Jahre zurück. In der Zwischenzeit ist Clayton nicht wieder auffällig in Erscheinung getreten.«

»Bis heute.«

»Du sagst es, John.« Sie räusperte sich. »Ach ja, da wäre noch etwas.«

»Raus damit.«

»In den Unterlagen steht noch, dass er sich auch auf einen gewissen Aleister Crowley berufen hat.«

»Super. Kann er ruhig. Der lebt längst nicht mehr. Der ist in einem Altersheim elendig zugrunde gegangen, aber es gibt noch immer Typen, die sich auf ihn berufen und nicht einsehen wollen, dass Crowley von der Hölle verlassen worden ist.«

»Dann gehört Clayton zu denen.«

»Das kann ich mir auch vorstellen.«

»Hast du ihn schon gesehen?«

»Nur auf dem Bildschirm.«

»Okay, dann gib Acht.«

»Suko ist ja bei mir.«

Das Gespräch zwischen uns war vorbei. Ich informierte Suko, der alles ruhig zur Kenntnis nahm und dann meinte: »Wir scheinen auf der richtigen Spur zu sein.«

»Das kann man sagen.«

Der Kollege hatte gewartet. Er schaute dabei auf eine Tür, die aus schwerem Metall bestand. »Dahinter finden Sie ihn.«

Wir warfen einen Blick durch das Guckloch. Der Mann hockte auf seiner Pritsche. Er war an einem Stahlrahmen in der Wand angekettet und drehte uns den Rücken zu. Er schien wohl zu wissen, dass er Besuch bekam, und wollte uns so seine Verachtung mitteilen.

»Kommen wir auch wieder raus?«, fragte Suko, als er einen Blick auf die Chipkarte des Kollegen geworfen hatte.

»Nein, nicht so ohne weiteres. Es gibt an der Tür einen Knopf. Sie können uns ein Zeichen geben.«

»Aha.«

»Etwas anderes ist den Experten noch nicht eingefallen. Außerdem sind Besucher dieser Zellen ungewöhnlich.«

»Gut, dann lassen Sie uns mal rein.«

»Okay.«

Die Karte wurde in den Schlitz gesteckt. Wieder drückte der Mann eine Codezahl ein, dann konnten wir die schwere Tür aufziehen, und es war Suko, der die Zelle als Erster betrat.

Schmuckloser konnte ein Raum nicht sein. Graue Wände, eine Pritsche, deren Stahlbeine im Betonboden befestigt waren. Ein kleines, fest in der Wand verankertes Waschbecken, aber kein Tisch und kein Stuhl. Frischluft sickerte aus einem Lüftungsschlitz an der Decke.

Hinter uns wurde die Tür wieder zugeschlagen, und wir kamen uns ebenfalls wie Gefangene vor, die in dieser Kammer festsäßen. Wir taten zunächst mal nichts und warteten auf die Reaktion des Mannes mit den Blataugen.

Der aber blieb in seiner Haltung liegen, und so hatten wir das Vergnügen, auf seinen Rücken zu starren.

»Hallo, Clayton«, sagte ich. »Es ist wohl Zeit, dass wir uns mal in Ruhe unterhalten.«

Er hatte meine Stimme erkannt und reagierte zuerst mit einem Kichern. Seine Haltung veränderte er dabei nicht. Dann sagte er: »Sinclair, wie schön.«

»Kommt darauf an, für wen?«

»Ach ja«, sagte er und drehte sich schwerfällig herum. Viel Bewegungsfreiheit besaß er auf Grund der Kette nicht, aber er konnte immerhin seine Toilette und das Waschbecken erreichen. Am anderen Ende umschloss die Stahlkette sein linkes Handgelenk. Er sah noch immer aus wie im Buchladen, aber sein Gesichtsausdruck veränderte sich, als er Suko erblickte.

He, womit habe ich die Ehre verdient, Sinclair? Du hast ja deinen Chinesen mitgebracht.«

»Sicher ist sicher.«

»Große Besetzung, wie?«

»Einer von uns hätte auch gereicht. Das habe ich dir ja im Buchladen bewiesen.«

Clayton lachte und reckte sein Kinn vor. »Und jetzt fühlst du dich wohl als großer Sieger, wie?«

»Nein, das nicht. Es ist normal, dass wir gewinnen.« Ich hatte den etwas hochnässigen Ton bewusst angeschlagen, um ihn zu provozieren, und für einen Moment verzog sich sein Gesicht.

»Manchmal hängen die Früchte aber höher, Sinclair. Dann bekommt man nur die unteren.« Er lachte und schien sich köstlich zu amüsieren. »Aber ich darf euch gratulieren. Ihr habt meinen Namen herausgefunden. Das ist immerhin etwas.«

»Es war nicht schwer.«

»Klar, alles ganz easy. Dann wisst ihr hoffentlich auch, mit wem ihr es zu tun habt. Ich glaube an die Hölle. An den Satan. An den Teufel. An die Herrschaft der finsternen Engel und an die Apokalypse des Bösen. Ich habe mich ihm verschrieben und ...«

»Man sieht, wohin es geführt hat«, erklärte Suko. »In diese wunderbare Zelle hier.«

»Halts Maul, Chinese.. Ich werde aus ihr auch wieder herauskommen, das verspreche ich.«

»Das glaube ich kaum«, hielt ich ihm entgegen. »Einer wie du hat seine Aufgabe nicht erfüllt, und so etwas nimmt der Teufel im Allgemeinen sehr übel.«

»Ich mache weiter. Wir machen weiter. Bin ich es nicht, dann ist es ein anderer.«

Es war eine für uns gute Antwort. So hatten wir erfahren, dass er nicht allein stand. Es musste noch mehr Typen von seiner Sorte geben, also eine Gruppe.

Auch Suko hatte ihn verstanden. »Wir?«, fragte er gedehnt.

Clayton schlug die Beine übereinander. »Genau, Chinese! Genau das ist es.«

»Wer ist das?«

Clayton lachte irgendwie giftig. »Es sind die Starken. Die

Echten, die wirklichen Durchblicker. Diejenigen, die sich nichts vormachen lassen, in deren Adern das Blut des Satans fließt. Es ist die Elite, es sind die Auserwählten.«

»Crowleys Nachfolger?«

»Auch, Schlitzauge, auch. Wir sehen uns als *die* Elite überhaupt an. Wir werden bald bestimmen, welche Menschen noch ein Recht haben, normal zu leben oder welche in die Knechtschaft geraten. Wir werden nicht in der Knechtschaft leben, denn uns ist es gelungen, den Weg der Stärke zu finden. Allein durch ihn. Er macht es möglich.

Er steckt in uns, und er hat uns einen Teil seiner Kraft übertragen.« Seine Augen leuchteten auf. Von innen schien das Feuer der Hölle in sie hineingeraten zu sein, und man konnte das Gefühl bekommen, dass sie in Flammen standen. Das Dunkle war verschwunden. Es flackerte in beiden Augen eine gewisse Helligkeit, die mir keine Furcht einjagte, mich aber schon etwas nervös machte, was sich auch auf die Selbstsicherheit dieses Menschen bezog, der so gar keine Furcht vor uns zeigte, obwohl er mich kannte und deshalb sicherlich auch wusste, welche Waffe ich immer bei mir trug. Wenn er tatsächlich mit dem Blut des Teufels getauft war, dann hätte er vor meinem Kreuz eine wahnsinnige Angst haben müssen, wie eben auch der Teufel oder Asmodis, wie er sich oft selbst nannte:

Ich hatte das Kreuz noch nicht hervorgeholt und zögerte auch jetzt damit, weil ich Clayton auch weiterhin provozieren wollte.

Mit einer lässigen Bewegung winkte ich ab. »Was willst du mit Crowley, Clayton? Es gibt ihn nicht mehr, das weißt du. Er ist lebendig verreckt. In einem Altersheim, was er sich wohl auch nicht vorstellen konnte. Ich selbst bin in diesem Heim gewesen, als Menschen versuchten, seine Nachfolge anzutreten. Es hat ihnen nichts genutzt. Sie haben damals die Krone des Satans nicht bekommen.«

Jetzt sahen die Augen wieder aus wie kleine Blutseen, als er uns anschaute. »Du bist gut informiert, Sinclair, aber ich bin immer noch einen Tick besser. Aleister ist zur Hölle gefahren. Er ist bestimmt glücklich, an der Seite des Teufels zu sitzen. Aber mit seinem Tod ist nicht alles beendet worden. Er hat etwas hinterlassen. Aufzeichnungen, Hinweise, Spuren. Eben alles für die Nachwelt. Und er hat sogar dafür gesorgt, dass diese Hinweise in die richtigen Hände gefallen sind. Und so haben wir ein erstes Netzwerk aufgebaut und machen in seinem Namen weiter. Er selbst hat die Stärke des anderen Blutes leider nicht mehr erleben können, aber wir haben die Quelle gefunden, und das macht uns glücklich und stark. In unseren Adern fließt das Blut des Höllenfürsten. Wir können stolz darauf sein und sind es auch.«

»Gut, ich habe begriffen«, sagte ich. »Hat er auch das Blut des Höllenfürsten besorgt. Stammte es auch aus seinem Erbe, wie damals die Krone, die eine so große Macht verleihen sollte?«

»Nein, es ist kein Erbe gewesen. Die Quelle sprudelt immer noch. Sie ist weiterhin unser Labsal und unser Segen, und deshalb brauchen wir vor nichts Angst zu haben.«

»Wir haben verstanden«, sagte ich, »wobei sich noch eine Frage auftut.«

»Ich höre, Verlierer!«

So weit waren wir noch nicht, aber es kümmerte mich auch nicht. Ich sprach ihn trotzdem an. »Hör zu, Clayton. Bisher ist alles nur Theorie. Wenn du von der Blutquelle gesprochen hast, dann weißt du sicherlich, wo man sie finden kann.«

In seine Blutaugen trat ein tückischer Ausdruck. »Ja, ich weiß es. Da brauchst du nicht erst zu fragen. Aber glaubt nur ja nicht, dass ich euch den Ort verrate, aber ich kann euch sagen, dass sie in dieser normalen Welt liegt. Und nicht in einer anderen Dimension. Selbst in der Hölle wirst du sie nicht finden, denn sie ist für bestimmte Menschen gemacht. Wer sie

kennt, ist stark, der braucht sich vor nichts und niemanden zu fürchten.« Er schaute sich um. »Auch nicht, wenn er in einem Raum wie diesem hier sitzt. In einer verfluchten Zelle. Was sind schon Mauern gegen die Macht und die Kraft der Hölle?«

Er hatte alles so sicher gesagt, dass ich schon unsicher wurde. Irgendeinen Trumpf hielt er in der Hinterhand, und ich war sicher, dass er ihn bald aus dem Ärmel holen würde. Noch gab er sich lässig und meinte, dass wir ihn ja wohl lange hatten warten lassen und er so etwas gar nicht schätzte.

»Ehre, wem Ehre gebührt!«, erklärte er und stand mit einer ruckartigen Bewegung auf.

»Das gibt Ärger«, flüsterte Suko mir zu.

»Ich weiß.«

In den folgenden Sekunden war Francis Clayton mit sich selbst beschäftigt. Er stellte sich in Positur und drehte sich so hin, dass wir einfach auf die straff gespannte Kette schauen mussten.

»Seht ihr sie?«

»Sie ist nicht zu übersehen«, klärte ich.

»Und jetzt gebt Acht!«

Nach diesen Worten brüllte er auf, schüttelte sich wie ein Hund, der Wasser aus seinem Fell schleudern will, riss den Mund noch weiter auf, legte den Kopf zurück und spannte den linken Arm an.

Eine Ader auf seinem Kopf platzte auf. Der rote Saft spritzte in die Höhe wie eine Mini-Fontäne, und dann vernahmen wir ein leicht singendes Geräusch.

Etwas huschte silbrig glänzend durch die Luft, schwang auch einmal kurz in die Höhe, fiel wieder herab, und einen Moment später sahen wir, was passiert war.

Clayton hatte die Stahlkette zerrissen. Er war frei! Er stand mit verzerrtem und blutigem Gesicht vor uns, und er war eine Studie des grausamen Triumphs.

Das Zerreißen der Kette hatte Zeit gekostet. Er hatte sich

dabei auf sich selbst konzentriert und nicht auf uns geachtet. So hatte ich mein Kreuz unter der Kleidung hervorgezogen und hielt es erst mal verdeckt in der Hand.

Es gab eine schwache Wärme ab. Ich wusste nicht genau, ob es die Wärme meines eigenen Körpers war oder ob es auf Clayton reagierte, in dessen Augen es jetzt wieder aufleuchtete, bevor er uns aus dem Stand heraus angriff ...

\*\*\*

Es gab keine zweite Bank mehr in der Station. Da die eine von dem Toten belegt war, hatte sich Godwin de Salier auf den Boden gesetzt. Das Schwert und die Maschinenpistole lagen neben ihm.

Jorge war ihm gefolgt, hatte die Station aber noch nicht betreten und war an der Tür stehen geblieben. Er konnte nicht begreifen, dass sich der Templer so ruhig verhielt. Er schien in seiner eigenen Gedankenwelt zu stecken und zu meditieren. Zugleich überkam ihn der Eindruck, dass dieser Mann völlig allein war und auch als Einzelter den Kampf gegen eine starke Macht aufgenommen hatte. Er hatte wirklich etwas getan, was in der heutigen Zeit nicht alltäglich war.

Wenn Jorge Amado an sich selbst dachte und sein Leben mit dem des Templers verglich, dann fühlte er sich irgendwie beschämt. Okay, auch er war mutig gewesen, aber dies auf seine Art und Weise. Er hatte immer zugesehen, auf krummen Wegen an Geld zu kommen.

De Salier hatte sich gedreht und ihn kommen gehört. »Ha, da bist du ja, Jorge.«

»Ja. Wieso? Hast du nicht mehr damit gerechnet?«

»Weiß ich nicht. Ich habe schon gedacht, dass du dich absetzen wolltest.«

»Nein, ich bin nur etwas länger draußen geblieben. Das alles ist auch für mich neu.«

»Stimmt.«

»Und ich kann dich auch nicht im Stich lassen, finde ich.«

»Danke, Jorge, sehr großzügig von dir.«

»Ach wo, das hat damit nichts zu tun.« Er schaute nach links, wo der Tote auf der Bank lag. »Außerdem liegt er hier. Ich will ihn nicht im Stich lassen. Das bin ich ihm schuldig. Er hätte bestimmt noch leben können, hätte ich besser auf ihn aufgepasst.«

»Ach, das sagt sich alles so leicht. Hinterher ist man immer schlauer. Jeder von uns ist ein Mensch und handelt wie ein Mensch. Und Menschen irren nun mal.«

»Gefällt mir, was du gesagt hast.«

»Komm ruhig näher.«

Jorge versuchte es mit einem Scherz. »Möchtest du eine Zigarette haben? Ich habe genug davon.«

»Bin Nichtraucher.«

»Ich auch.«

»Aber du und dein Bruder, ihr habt von dem Zigaretten-schmuggel gelebt, denke ich mal.«

Ja, das haben wir. Aber nicht nur wir, auch unsere Familien, denen es nicht eben gut ging. Es war ein beschissenes Leben. Bis wir dann auf diese Idee kamen.«

»Hat es sich wenigstens gelohnt?«

»Ja, das war nicht schlecht. Wirklich nicht. Wenn ich klagen würde, dann würde ich mich fast versündigen. Aber dass ist jetzt vorbei. Allein schaffe ich das nicht. Außerdem weiß ich nicht, ob ich den nächsten Tag noch erlebe.«

De Salier schaute den Schmuggler von der Seite her an.

»Warum solltest du diesen Tag nicht erleben, Jorge?«

»Wer weiß, was mir noch alles bevorsteht.«

»Das Gleiche wie mir. Es ist schlecht, wenn man schon aufgibt, bevor man angefangen ist. Das ist alles eine Sache der Einstellung. Das habe ich auch gelernt.«

»Dann hast du keine Angst, dass es schief gehen könnte?«

Godwin legte den Kopf zurück. Er stützte ihn leicht an der Wand ab und lachte. »Angst hat jeder Mensch. Die gehört dazu. Aber ich weiß auch, was ich tun muss und was meine Bestimmung ist. Die Geschöpfe oder Kreaturen dürfen ihre Macht nicht ausbreiten. Auf keinen Fall kann man das zulassen, wenn man in der Lage ist, etwas dagegen zu unternehmen. Da muss man wirklich kämpfen, auch wenn es sich archaisch anhört. Das ist eben so.«

»Dann siehst du sie nicht unbedingt als normale Menschen?«

»So ist es.«

»Was sind sie dann?«

»Ich kann es dir nicht genau sagen. Sie stehen der Hölle und damit dem Teufel nahe. Es gibt die Blutquelle. In ihnen fließt fremdes Blut. Das des Satans meinewegen, und so werden ihre menschlichen Regungen immer stärker reduziert. Ich weiß, das ist schwer zu begreifen für jemanden, der noch nichts damit zu tun hatte. Aber du kannst mir glauben, dass ich dir nichts vormache.«

»Ja, das glaube ich auch. Sie haben sich dann auch stark verändert, nicht wahr?«

»Leider, Jorge, denn sie sind mächtiger geworden. Und natürlich auch brutaler. Sie sehen nur sich selbst und natürlich ihre Aufgabe, dem Bösen zu dienen.«

Der Spanier hatte besonders intensiv den letzten Worten gelauscht. Für ihn war das alles neu. Er wusste natürlich die Welt in Gut und Böse einzuteilen und auch nach den Regeln der Kirche, aber bisher war das für ihn alles nur Theorie gewesen. In dieser Nacht jedoch hatte ihm die Praxis bewiesen, dass er umdenken musste. Jetzt waren die Dinge so konkret geworden.

Nachdenklich blieb er neben seinem neuen Partner stehen, der ihn fragte, ob er sich nicht setzen wollte.

»Danke.«

Als Jorge saß, nickte der Templer. »Ich kann mir vorstellen,

dass es schwer für dich ist, dies alles zu glauben, aber so ist das nun mal. Die Welt besteht nicht nur aus lauter Freunden und aus viel Freude. Sie hat auch ihre Schattenseiten.«

»Stimmt.« Er dachte nach und fragte dann: »Weißt du eigentlich, wie diese Wesen genau aussehen? Hast du sie schon mal zu Gesicht bekommen oder ist alles nur Theorie?«

»Nein, keine Theorie. Ich weiß, wovon ich rede. Ich habe meine Erfahrungen sammeln können. Und ich lebe nicht allein im Kloster. Es gibt eine Reihe von Mitstreitern, die an meiner Seite stehen. Wir haben den Kampf aufgenommen. Templer gegen Templer. Die einen stehen auf der Seite des Lichts, die anderen fühlen sich der Hölle zugehörig. Es gibt Dinge auf dieser Welt, die muss man einfach schlucken, doch zum Glück sind die meisten Menschen davon nicht betroffen. Es sei denn, sie begeben sich freiwillig in diese Abhängigkeit. Es ist auch eine andere Gewalt als die, die man normalerweise aus Film und Fernsehen kennt, denn es steckt immer etwas mehr dahinter. Dir das zu erklären, würde zu weit gehen. Sicher ist nur, dass wir hier auf unsere Feinde warten werden oder darauf warten, dass sie sich endlich zeigen, denn sie sind bereits hier, das hast du ja erlebt.«

»Ja, mein Bruder wurde getötet.«

»Eben.«

Jorge schnaufte, bevor er sprach. »Ich wundere mich nur darüber, dass du allein gekommen bist. Du hast doch von einem Kloster gesprochen und von deinen Mitbrüdern. Warum hast du sie nicht mitgenommen? Sie hätten dir helfen können.«

»Ja, das hätten sie. Aber ich wollte nicht, dass sie sich in Gefahr begeben. Entweder schaffe ich es oder nicht. Aber jetzt bin ich ja nicht allein.«

»Ja, das stimmt.« Jorge senkte den Kopf. Er kam sich nicht gut und fast schon feige vor, wie er sich verhalten hatte. Er wollte Godwin auch nicht allein auf weiter Flur lassen. Wenn es zum Kampf gegen diese Wesen kam, musste auch er etwas

tun. Sein älterer Bruder hätte ihn ebenfalls dazu gedrängt, wäre er noch am Leben.

»Ich möchte auch eine Waffe, Godwin.«

Der Templer, der auf der Stelle saß wie jemand, der meditiert, drehte den Kopf. »Abgesehen von meinem Schwert kannst du sie dir aussuchen. Pistole oder Maschinenpistole?«

»Lieber die MPi.«

»Okay. Hast du damit schon geschossen?«

»In der Armee.«

»Sehr gut.«

Jorge nahm die Waffe an sich. Sie besaß einen kurzen Lauf und war sogar recht leicht. Noch war sie nicht entsichert, und Jorge beließ es dabei auch.

»Muss ich dir die Funktion erklären?«

»Nein, das schaffe ich.«

»Sehr gut.«

Jorge schaute ihn von der Seite an und sah, dass Godwin leicht lächelte. »Darf ich dich etwas fragen?«

»Nur zu.«

»Es geht mir um dein Schwert. Ich habe noch nie erlebt, dass jemand mit einem Schwert kämpft. Nicht in der heutigen Zeit. Wie kommt es, dass du mit einem Schwert ausgerüstet bist? Das ist für mich ein Stück aus der Vergangenheit.«

»Ja, da hast du Recht, und es ist auch eine lange Geschichte. Aber vielleicht komme ich sogar aus der Vergangenheit und habe den Sprung von ihr in die Gegenwart geschafft.«

»Was?«

De Salier musste lachen, als er das Erstaunen des Schmugglers bemerkte. »Lass es gut sein, Jorge. Man muss nicht alles verstehen, wirklich nicht. Denk daran, dass wir hier sind. Alles andere ist unwichtig. Ich denke auch nicht darüber nach. Irgendwie hat man es gelernt, locker zu sein. Mehr kann ich dir nicht sagen.«

»Ja, das meine ich auch.«

Godwin de Salier griff unter seine Kleidung. Jorge wusste nicht, was er vorhatte. Er rechnete sogar damit, dass er eine weitere Waffe hervorholen würde, doch da hatte er sich geirrt, denn was der Templer wenig später zwischen seinen Händen hielt, war etwas völlig anderes. Er hielt einen viereckigen Gegenstand fest, der die Form eines Würfels besaß. Von der Farbe her dunkel und mit leicht abgerundeten Kanten versehen.

»Was ist denn das?«, fragte er leise.

»Es ist ein sehr wichtiger Gegenstand«, erklärte de Salier.  
»Ich kann mich unbedingt auf ihn verlassen.«

»Auf den Würfel?«

»Ja.«

»Mehr nicht?«

»Für einen Außenstehenden nicht.« De Salier lächelte. »Aber ich vertraue ihm.«

Der Schmuggler wusste nicht, was er noch sagen sollte. Allmählich kam ihm der Mann unheimlich vor. Er wäre auch am liebsten von ihm weggerückt, das brachte er jedoch nicht fertig, außerdem hätte es nicht gut ausgesehen. Aber suspekt war ihm der Gegenstand schon. Ebenso rätselhaft wie sein Besitzer.

Godwin de Salier ließ sich nicht stören. Er zog nur seine Beine noch weiter an, damit er den Würfel auf seine Knie legen konnte, zusammen mit den Händen. In dieser Lage konnte er sich am besten konzentrieren, was er auch tat.

Jorge wollte ihm wieder eine Frage stellen, als er sah, dass de Salier seine Haltung veränderte. Er entspannte sich. Das war ihm anzusehen. Er weichte fast auf, und auch seine Augen blieben nicht mehr so weit offen. Er hielt den Blick gesenkt und richtete ihn auf den Würfel zwischen seinen Händen.

Jorge wusste nicht, was es bedeutete. Auch der Gegenstand war ihm suspekt. In der Dunkelheit sah er schwarz aus, aber er konnte sich auch vorstellen, dass er eine hellere Farbe hatte.

Er traute sich nicht mehr, eine weitere Frage zu stellen. Aber

er wusste auch, dass dieser Mann den Würfel nicht grundlos hervorgeholt hatte. Er wollte etwas damit anstellen. Er musste sehr wichtig für ihn sein, vielleicht sogar so etwas Ähnliches wie ein Talisman.

De Salier sagte nichts mehr. Er schien im Sitzen eingeschlagen zu sein. Selbst seine Atmung hatte er reduziert.

Die Stille in der Station fror ein. Sie war so dicht und so anders geworden. So hatte Jorge sie noch nie erlebt, und er glaubte, selbst ein Teil dieser Stille zu sein.

De Salier ließ sich durch nichts mehr ablenken. Er saß völlig entspannt und konzentriert zugleich, denn er spürte, dass ihm der Würfel eine Botschaft mitteilen wollte.

In seinem Innern kribbelte *es*. Auch die Hände fühlten sich an, als stünden sie unter Strom. Der Würfel hatte seine Botschaft noch nicht formuliert, aber er würde es tun, das stand fest. Was immer er ertastete und erfuhr, er würde diese Botschaft weitergeben und de Salier etwas wichtiges mitteilen.

Godwin de Salier hatte den Würfel von dem ehemaligen Templerführer, dem Abbe Bloch, übernommen. Er war praktisch sein Erbe und hatte es de Salier überlassen. Kurz vor seinem Tod, den der Abbe irgendwie geahnt haben musste, hatte er Godwin alles gesagt, was für seine neue Aufgabe wichtig war.

De Salier hatte sie nicht gern übernommen, aber er wusste auch, dass er sich nicht dagegen wehren konnte. Außerdem war er auch von seinen Mitbrüdern und Mitstreitern voll akzeptiert worden, und das war ihm sehr wichtig gewesen.

Der Würfel war immer ein Richtungsanzeiger oder so etwas wie ein Wegweiser. Es gab noch den Würfel des Unheils, der allerdings befand sich in den Händen eines mächtigen Dämons, dem Spuk, der ihn nicht einsetzen konnte, weil sein Pendant, der Würfel des Heils, das Gleichgewicht der Kräfte besorgte.

Es tat sich etwas.

De Salier merkte es genau. Der Würfel »lebte« auf eine

bestimmte Art und Weise, ohne sich selbst zu bewegen. Aber in seinem Innern hatten sich die Dinge verändert, denn dort war etwas in Bewegung geraten. Man sah es auch optisch, denn durch die dunkle Farbe bewegte sich etwas Helles. Mehrere Schlieren waren dort entstanden, und sie transportierten das, was sie selbst sahen, auf den Menschen über.

Es war wirklich fantastisch. De Salier erlebte es wieder. Und er hätte nicht sagen können, dass er sich daran gewöhnte. Das hier würde nie Routine werden, es war für ihn immer wieder eine Premiere, wenn er den Würfel einsetzte.

Godwin war in einen Zustand hineingeglitten, in dem es nur ihn und den Würfel gab.

Beide waren durch ein unsichtbares Band miteinander verbunden. Der Würfel und seine Schlieren trugen ihm das zu, was seinen Augen verborgen blieb. Es war wie ein Wunder, denn er konnte etwas aufnehmen, was sich von ihm entfernt befand.

Es gab plötzlich einen Kontakt!

Zuerst nur ein leichtes Tasten, ein langsames Vorgehen, denn das andere Ziel hielt sich im Hintergrund verborgen. Nur merkte de Salier, dass es für ihn wichtig war und mit dem zu tun hatte, weswegen er sich überhaupt in diese Einsamkeit begeben hatte.

Er schaute tiefer in die Fläche des Würfels hinein. Er spürte, dass der Kontakt zugleich stärker wurde, und er merkte, wie sich ein Bild vor seinen Augen bildete.

Er konnte »sehen«.

Schwach nur. Umrisse. Menschen. Etwas Böses strahlte auf ihn über. Aber auch das glatte Gegenteil davon, sodass sich die beiden Kräfte die Waage hielten.

Extreme Gefühle erwischten ihn. Er merkte die Angst, aber auch die Hoffnung, dass er mit seinen Problemen nicht allein auf der Welt stand. Dass es irgendwo noch jemand gab, der sich mit dem gleichen Problem beschäftigte.

De Salier war so in sich selbst und auch in den Würfel versunken, dass die Zeiten miteinander verschwammen. Man hätte ihn wegtragen können, er hätte es nicht gemerkt. Er fühlte sich wie aufgelöst und zwischen zwei Ebenen schwebend.

Der Kontakt intensivierte sich. Etwas rauschte in seinen Ohren. Godwin wusste, dass es sein Blut war. Hinter der Stirn merkte er den Druck besonders stark, und die Farbe innerhalb des Würfels zeigte sich aufgewühlt. Sie war wolfig geworden. Es gab helle Stellen, durch die auch die Schlieren glitten und ihre Botschaft immer stärker transportierten.

Bis er sie verstand!

Es erschienen Gesichter wie Momentaufnahmen. Er sah eine blutige Fratze, aber auch zwei normale Gesichter und die kannte er. Sie gehörten seinen Freunden und Verbündeten John Sinclair und Suko. Beide befanden sich im Kampf mit einer schrecklichen Gestalt, aber er wusste nicht, wie der Kampf endete.

Das Bild war plötzlich weg. Es gab den Kontakt nicht mehr, und erschöpft sank der Templer zusammen ...

\*\*\*

Jorge hatte die ganze Zeit über neben seinem neuen Verbündeten gesessen und zugeschaut. Für ihn war es schon ein Phänomen, dass sich im Innern des Würfels etwas Helles bewegte und dabei von einer Seite zur anderen schwang, ohne einen Laut von sich zu geben.

Der Mann begriff die Zusammenhänge nicht. Er wettete jedoch darauf, dass er hier ein unerklärliches und mystisches Phänomen erlebte, das er nicht so leicht würde begreifen können.

Wie sich de Salier fühlte, war auch schwer zu fassen. Jedenfalls strengte es ihn an. Es war auch möglich, dass er litt. Er hatte hin und wieder tiefer geatmet und aufgestöhnt, doch was

letztendlich zurückblieb, konnte er auch nicht sagen.

Bis de Salier zusammensank und sogar zur Seite gekippt wäre, hätte Jorge ihn nicht abgestützt.

»He, was ist los mit dir?«

Der Templer gab keine Antwort.

»Was hast du? Geht es dir einigermaßen gut? Oder ist alles, ich meine ... ist alles ...«

»Bitte, ich brauche eine Pause. Ansonsten bin ich schon okay - ja. Aber lass mich für einen Moment in Ruhe.«

»Gut, wie du willst.«

»Danke.« Der Templer lächelte und drückte sich wieder zurück gegen die Wand. Den Würfel hielt er zwischen seinen Händen, als wollte er ihn nie mehr abgeben.

Er rang nach Atem. Er verzog das Gesicht wie jemand, der unter starken Schmerzen litt. Aber es hatte ihm niemand etwas getan. Sein Verhalten musste einen anderen Grund haben, der unmittelbar mit dem Würfel in Zusammenhang stand.

Jorge wünschte sich, dass es dem Templer schnell besser ging. Allein kam er sich hier oben in der Station mehr als verlassen vor. Wenn ihm jemand Mut gab, dann war es dieser Mann, der erst allmählich wieder zu dem wurde, was er vorher gewesen war.

Er setzte sich auch wieder normal hin und konnte sogar kantig grinsen.

»Du hast Angst um mich gehabt, nicht?«

»Und wie«, gab Jorge flüsternd zu. »Ich habe gedacht, jetzt ist alles vorbei.«

»Nein, nein, das ist es nicht. Nicht bei dem Würfel. Es ist nur immer etwas anstrengend, einen Kontakt herzustellen. Ich besitze ihn noch nicht so lange, deshalb fällt mir seine Beherrschung etwas schwer, und so erlebe ich immer wieder Überraschungen.« Er winkte ab. »Aber das macht nichts, es ist alles im grünen Bereich.«

»Bist du sicher?«

»Ja!«

Jorge deutete auf den Würfel, der noch immer auf den Knien des Templers lag. »Was ist mit ihm?«, wollte er wissen. »Was hat er dir gebracht? Willst du darüber reden?«

Godwin zuckte mit den Schultern. »Was hat er mir gebracht?«, wiederholte er nachdenklich. »Wenn mich nicht alles täuscht, eine gewisse Aufklärung. Ja, die hat er mir gebracht, und ich habe damit meine Probleme bekommen. Das muss ich ehrlich zugeben.«

»Hast du etwas gesehen?«

»Wieso?«

»Du hast dich so ungewöhnlich verhalten und auch schreckhaft, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Sorry, aber es ging nicht anders. Das ist nun mal so, wenn man Überraschungen erlebt.«

»Willst du darüber reden«

»Sehr gern.« De Salier schaute noch ein letztes Mal auf den Würfel, bevor er ihn wieder unter seiner Kleidung verschwinden ließ und ihn in eine der Innentaschen seiner hüftlangen und gefütterten Jacke steckte.

»Was ist denn passiert?«

»Ich habe etwas gesehen, Jorge. Der Würfel hat mich in diese Lage versetzt. Er ist in der Lage, mein Bewusstsein zu verändern, aber frage mich bitte nicht nach den Gründen.«

»Nein, nein, das ist schon okay.«

»Ich habe meinen Geist geöffnet. Das heißt, er hat ihn geöffnet und einen Kontakt hergestellt zu einer Person, die mit den gleichen, Problemen zu kämpfen hat wie ich.«

»Kennst du sie?«

»Ja, es ist ein Freund. Er lebt in London. Er kämpft gegen die gleichen Feinde wie wir. Das hat mir der Würfel gezeigt, als er die Brücke geschlagen hat. Ich habe nicht damit gerechnet. Ich hatte ihn nur genommen, um das Böse aufzuspüren, das sich hier in der Nähe befindet. Dann aber konnte ich plötzlich

sehen. Da wurden mir die Augen geöffnet, und ich wusste genau Bescheid.«

»In ... in ... London?«

»Ja.«

»Das kann ich nicht glauben«, flüsterte Jorge und stand auf. »Nein, das ist nicht möglich.« Er ging kopfschüttelnd hin und her.

Godwin ließ ihn in Ruhe. Irgendwann blieb Jorge stehen und schaute den Templer an. »Ja«, sagte er dann. »Ja, verflucht, ich glaube dir.« Er lachte. »Warum sollte ich dir nicht glauben? In dieser verdammten Welt passiert doch so viel um uns herum, das wir nicht verstehen. Ich glaube ja auch, dass man meinen Bruder getötet hat, und dass seine Mörder keine normalen Menschen gewesen sind. Kannst du mir folgen?«

»Sprich ruhig weiter.«

»Nein, nein.« Jorge winkte ab. »Es hat keinen Sinn. Ich will auch nichts hören. Ich will nichts erklärt haben. Es ist alles so wahnsinnig anders geworden. Ich nehme es hin und damit fertig. Du brauchst mir nichts zu sagen. Ich werde mich darauf konzentrieren, was hier geschieht. Ist das in deinem Sinne?«

»Sehr.«

»Dann bin ich zufrieden.«

Auch der Templer wollte nicht mehr länger auf dem Boden sitzen bleiben. Er nahm sein Schwert hoch und ebenfalls die Maschinenpistole, die er Jorge reichte.

»Du wolltest sie doch haben.«

»Ja, danke.« Jorge schaute auf den blanken Stahl der Klinge. »Und darauf verlässt du dich?«

»Sehr oft. Man sollte sich immer mit dem beschäftigen, was man in seiner Jugend gelernt hat.«

»Und du hast den Schwertkampf gelernt?«

»Richtig.«

»Wieso?«

De Salier lächelte, »Bitte, ich habe dir schon gesagt, dass ich

aus einer anderen Zeit stamme. Sie liegt viele hundert Jahre zurück. Da hat man noch mit dem Schwert gekämpft.«

Jorge blieb mit offenem Mund stehen. »So lange zurück, sagst du?«

»Genau.«

»Im Mittelalter?«

»Ja.«

»Das ist der blanke Wahnsinn. Das kann ich nicht glauben. Ich bin hier -ach, verdammt, ich drehe noch durch. Das ist einfach zu viel für mich!«

»Nimm es gelassen. Du musst dich daran gewöhnen, dass die Dinge in der Welt oft anders laufen, als man meint.«

»Ja, das weiß ich, seitdem ich dich kenne.« Jorge drehte sich zur Seite. Er hätte am liebsten gehabt, dass alles nur ein Traum war, doch der Blick auf den toten Bruder und auch das Gewicht der Waffe in seiner rechten Hand belehrten ihn eines Besseren.

So ging das nicht. Er musste alles, was er bisher erfahren hatte, über Bord werfen. Es hatten sich neue Dinge ergeben, mit denen er zurechtkommen musste.

Godwin trat hinter seinen Kumpel und drückte seine Hand auf dessen Schulter. »Es ist schon okay, mein Freund. Wir werden uns mit den Gegebenheiten abfinden.«

»Die sind noch nicht da.«

»Aber sie sind unterwegs.«

Jorge drehte sich um. »Von London aus?«

»Nein, aber dort gibt es sie auch.« Versonnen schüttelte der Templer den Kopf. »Ich kenne keine Zusammenhänge, sondern nur einige Tatsachen, aber ich weiß sehr genau, dass auch ein John Sinclair nicht verschont wurde. Da soll mir mal einer den Grund erklären. Ich schaffe es nicht. Ich kann mir nicht vorstellen, warum sie dort und hier angreifen.«

Jorge wollte seinem neuen Partner helfen und meinte: »Kann es eine Verschwörung sein?«

»He, das ist nicht schlecht, Jorge. Gratuliere. Das ist durchaus

möglich.«

»Nein, nein, glaube ich nicht. Das habe ich auch nur so dahingesagt, Godwin.«

»Egal, was es ist. Es geht um das Blut, es geht um die Verschwörung. Es ist vielleicht eine Blutverschwörung.«

»Ja, wenn du meinst...«

»Okay, es hat nicht viel Sinn, wenn wir uns über bestimmte Dinge die Köpfe zerbrechen. Wir müssen sie sehen, wir müssen sie haben. Sie sollen wie Ratten aus ihren Verstecken kommen. Sie wissen bestimmt, dass ich sie erwarte, und so haben sie sich darauf einstellen können. Wahrscheinlich wollen sie den Weg für eine andere Person frei machen.«

»Für den Satan - oder?«

»Nicht unbedingt. Der Teufel kann sie unterstützt haben, um den Plan einer anderen Person nicht zu zerstören. Das ist durchaus möglich.«

»Kennst du den oder die auch?«

»Ja.«

Jorge baute sich vor de Salier auf. »Sag mir den Namen. Bitte, sag ihn mir.«

»Er heißt van Akkeren. Vincent van Akkeren.«

Der Schmuggler überlegte einen Moment, dann schüttelte er den Kopf, »Nein, nein, das tut mir Leid. Der Name ist mir noch nie begegnet.«

»Wäre auch ein Wunder gewesen.« Er gab keine weiteren Kommentare mehr ab und schaute auf die Uhr. »Die Zeit ist fortgeschritten. Wir haben mittlerweile Nacht, obwohl sich draußen nichts verändert hat und ...«

»Irrtum, Godwin.«

»Wieso?«

»Es schneit.«

Der Templer hatte bisher keinen Blick auf die Fensterlöcher geworfen. Jetzt aber drehte er den Kopf und schaute nach draußen. Er musste schon sehr genau hinsehen, um den feinen

Vorhang zu erkennen, den der aus den Wolken rieselnde Schnee gebildet hatte. Es waren keine dicken und pappigen Flocken, sondern welche, die liegenblieben und so rasch nicht wegtauten.

»Ist kein Vorteil für uns, oder?«

Godwin hob die Schultern. »Für die andere Seite aber auch nicht.«

»Sollen wir hier warten?«

»Ja, hier haben wir es besser. Aber du kannst bleiben. Ich werde mich mal draußen umschauen.«

»Verdammmt, das ist gefährlich.«

»Ich weiß«, erklärte Godwin und ließ sich trotz der Warnung nicht aufhalten ...

\*\*\*

Clayton hatte versucht, mich bei unserem ersten Zusammentreffen auf eine spektakuläre Art und Weise umzubringen, und jetzt unternahm er einen zweiten Versuch.

Er sprang auf uns zu, lag plötzlich in der Luft wie ein Kung-Fu-Kämpfer, spreizte dabei seine Beine und versuchte, Suko und mich zugleich mit den Tritten ins Gesicht zu treffen.

Nur war er bei Suko genau an den Falschen geraten, denn er kam ihm dazwischen.

Ich reagierte zwar schnell und warf mich zur Seite, aber das war nichts im Vergleich zu Sukos Aktion. Er ging in die fliegende Gestalt hinein, die jetzt alle Bewegungsfreiheit zurückerhalten hatte, und es gelang ihm, das linke Bein in Höhe der Wade zu umklammern.

Plötzlich wurde der Flug gebremst. Suko hielt sich eisern fest. Er schleuderte die Gestalt zur Seite, und Clayton flog durch die Zelle, bis er gegen eine Wand krachte. Er war dabei dicht über meinen Kopf hinweggeflogen, denn ich lag auf dem Boden.

Suko huschte an mir vorbei. Er setzte augenblicklich nach

und wollte Clayton nicht erst zu Kräften kommen lassen. Aber der Kerl war verdammt zäh. Bevor Suko ihn erreichte, war er wieder hochgekommen. Sein Schlag fegte meinem Freund entgegen, und um Sukos Kopf wickelte sich ein Teil der Kette.

Das hatte wehgetan. Aber es hatte Suko in seiner Aktivität nicht bremsen können. Mit einem Hüftgriff wuchtete er Clayton in die Höhe und schleuderte ihn von sich.

Clayton raste durch die Zelle, bis er mit dem Rücken wieder gegen eine Wand krachte. Wir hatten ihn wütend kreischen gehört, doch an Aufgabe dachte er nicht.

Er machte weiter.

Er war schnell.

Er jagte auf meinen Freund zu, und Suko gab um keinen Deut nach. Auf halber Strecke prallten die beiden Männer zusammen. Ich hörte das Klatschen und schloss für einen winzigen Moment die Augen. Es war einfach schlimm, und ich rechnete auch damit, dass Suko den kürzeren zog.

Es war nicht der Fall. Suko hatte sich perfekt auf den Kampf einstellen können. Als ich wieder hinschaute, da fegten seine Arme in die Höhe.

Clayton wurde am Kinn getroffen. Der Kopf ruckte ihm in den Nacken. Ich hörte ein böses Geräusch, und dann ruderte Clayton zurück, wobei er seine Arme heftig bewegte, um das Gleichgewicht zu halten, was er jedoch nicht schaffte, denn der nachsetzende Suko erwischte ihn noch mit einem gezielten und sehr harten Tritt in den Leib.

Der Mann mit den blutenden Augen taumelte. Dann begann er zu schreien, riss die Arme hoch und sprang auch in die Höhe. Er stieß mit dem Kopf fast bis an die Decke, so heftig war sein Sprung gewesen. Im letzten Augenblick drückte er ihn nach vorn, brüllte auf wie ein Tier und warf sich herum.

Er berührte nicht mal den Boden. Er wuchtete sich zurück, prallte wieder gegen die Wand und blieb dort kleben wie eine Figur, die irgendein Künstler hingehängt hatte.

Uns beiden stockte der Atem. Zum ersten Mal sahen wir, wozu diese Gestalt wirklich fähig war. Sie hatte die Schwerkraft überwunden, was man schon als Phänomen bezeichnen konnte. Ähnliches hatten wir schon erlebt, wenn wir es mit Engeln zu tun bekommen hatten, aber auch die mussten sich bewegen, ganz im Gegensatz zu Clayton, der nur seine Arme ausgebreitet hatte und sich nicht von der Stelle rührte.

An sein Gesicht hatten wir uns schon gewöhnen können. Es war für mich eine blutige Fratze, und als er sie jetzt verzog, da sah sie noch schlimmer aus.

Ich schaute Suko an, der über seinen Mund wischte. Er hatte etwas abbekommen, aber mein Freund war verdammt hart im Nehmen. An Aufgabe dachte er nicht.

»Wir holen ihn uns, John!«

»Und wie?«

»Ich bin nicht feige, das bestimmt nicht, aber ich denke, dass du es jetzt mal mit deinem Kreuz versuchen solltest. Der steht auf der anderen Seite. Er wird es einfach haben müssen, auch wenn du ihn damit womöglich nicht vernichten kannst.«

»Okay, ich versuche es.«

Es drängte mich schon lange, das zu tun, aber ich hatte mich zurückgehalten.

Auch Suko war nicht untätig. Er holte die Dämonenpeitsche hervor und schlug den Kreis, damit die drei Riemen herausrutschen konnten. Auch die Peitsche war eine sehr mächtige und starke Waffe, die alles vernichtete, was sich auf die andere Seite gestellt hatte.

»Lass mich zuerst.«

»Gut.«

Ich hielt mich zurück. Suko hatte etwas gutzumachen. Er war wohl von dieser verdamten Kreatur gedemütigt worden, lief auf ihn zu, war dabei aber vorsichtig und tat gut daran, denn plötzlich zuckte das rechte Bein der Gestalt nach vorn.

Der Tritt hätte Suko an der Brust oder im Gesicht erwischt,

doch blitzschnell drehte er den Kopf zur Seite und ging einen blitzschnellen Schritt nach rechts.

Der Tritt erwischte ihn nicht.

Dafür schlug er zu.

Sein Arm und auch die drei Riemen der Peitsche wurden plötzlich sehr lang. Wie gestreckte fliegende Schlangen lagen sie in der Luft und erwischten Claytons Körper.

Der Mann mit den Blutaugen zuckte zusammen, fiel aber nicht zu Boden. Er schrie nur auf, öffnete den Mund, und plötzlich schoss dunkles Blut daraus hervor. Es landete klatschend vor unseren Füßen. Suko wich zurück, und wir hörten ein wildes Schreien, das unsere Ohren malträtierte.

Clayton war durch den Schlag geschwächt worden. Er konnte sich nicht mehr halten, fiel zu Boden, sackte in die Knie, kam aber wieder hoch und blieb geduckt stehen.

Nein, das war kein normales Gesicht mehr, das uns da anschautete. Es war vom Blut des Satans gezeichnet, und dieses Blut besaß auch eine andere Farbe. Es war dunkler, schon leicht angeschwärzt, und es gab auch einige Stellen, an denen es einen widerlichen Geruch abgab. Ich konnte ihn nicht einordnen und nur sagen, dass er irgendwie zu dem passte, was die Menschen Hölle nannten.

Ich hatte mich zurückgehalten und mein Kreuz noch nicht eingesetzt. Aber ich hielt es offen in der Hand, das sah auch Clayton. Er schrak leicht zusammen, dann schüttelte er den Kopf, und einen Moment später fing er an zu grinzen.

»Was willst du damit, Sinclair? Willst du mich erledigen? Mich, den der Teufel unterstützt?«

»Er ist schon mal durch das Kreuz besiegt worden.«

»Dann komm doch her, Sinclair!«, fauchte er mich an. »Los, komm her. Ja, komm. Ich will es so. Zeig mir das Kreuz. Gib es mir in die Hand, verflucht!«

Ich hatte jedes Wort verstanden. Suko ebenso. Beide schauten wir uns an, weil wir sein Verhalten nicht begriffen. War

Clayton lebensmüde? Wollte er sich freiwillig vernichten?  
Das konnte ich mir nicht vorstellen, aber ich hatte es genau gehört, daran gab es nichts zu rütteln

»Tu ihm doch den Gefallen, John!«  
»Ja, ich bin nur etwas verwundert.«  
»Ich nicht, überhaupt nicht. Er glaubt, dass er unbesiegbar ist.  
Das muss ihm der Teufel eingeflüstert haben.«  
Ein hässliches Lachen wehte durch den Raum. »Was ist denn?«, schrie er dann. »Traut ihr euch nicht? Habt ihr Angst, verlieren zu können? Habt ihr das?«  
»Bestimmt nicht«, erwiederte ich.  
»Dann komm doch her, Geisterjäger. Los, komm zu mir. Ich will es testen.«  
»Er wollte es nicht anders haben. Okay, ich würde ihm den Gefallen tun. Aber ich war auch vorsichtig. Es konnte sein, dass er noch einen Trumpf in der Hinterhand hielt und ihn dann ausspielte, wenn ich nicht damit rechnete.

Er war wieder bis zur Wand zurückgewichen. Wenn er sie im Rücken wusste, fühlte er sich wohler. Sein Verhalten änderte sich. Er benahm sich plötzlich überdreht und gereizt zugleich. Er hob die Arme an und streckte sie zugleich zur Seite. Sein Gesicht erhielt einen hochmütigen Ausdruck, und um seine Lippen herum war ein faunisches Lächeln zu sehen, das mir einfach widerlich vorkam.

Auch die Finger bewegten sich jetzt. Sehr schnell und mir zugeschaut. »Ja, komm schon, komm! Ich werde dir zeigen, dass ich stärker bin als dein verdammtes Kreuz. Sonst hätte man mich nicht geschickt, um dich zu vernichten.«

Der letzte Satz hatte mir richtig gefallen, und ich blieb zunächst mal stehen. »Man hat dich geschickt? Du hast nicht auf eigene Rechnung gearbeitet?«

»Nein.«  
»Warum schickt dich der Teufel denn los?«  
»Wir wollen reinen Tisch machen. Du bist nicht der Einzige.

Aleister Crowley ist zwar tot, hat aber einen würdigen Nachfolger gefunden, Sinclair.«

»Was bestimmt nicht der Teufel ist?«, fragte ich sofort nach und hellhörig geworden.

»Nein. Er hat uns nur zur Seite gestanden. Er hat uns durch sein Blut stark für den Kampf gemacht. Dahinter steckt jemand anderer. Er will deinen Tod. Er will auch den Tod der anderen, und wir werden überall zuschlagen.«

»Wenn er nicht der Teufel ist, wer ist er dann?« Ich hatte zwar einen bestimmten Verdacht, doch ich wollte die Antwort aus Claytons Mund hören.

»Du brauchst nicht zu raten. Ich werde es dir nicht sagen. Du wirst dumm sterben.«

Ich stellte die nächste Frage. »Ist es van Akkeren?«

Sein Mund verzerrte sich, und ich hörte seinen Atem als fauchenden Laut. Er bestätigte meine Frage nicht, sondern ließ alles in der Schwebe hängen. Dafür konzentrierte er sich auf das Kreuz in meiner rechten Hand. Im Hintergrund wartete Suko mit gezogener Pistole, das sah ich nach einem knappen Blick über die Schulter.

Seine Augen glühten plötzlich. Sie hatten wieder eine andere Farbe bekommen. Im Hintergrund schienen zwei kleine Feuer angezündet worden zu sein, deren Flammen aber ruhig und ohne zu flackern brannten. Nahe der Mundwinkel sickerte wieder das Blut hervor, und ich merkte, dass sich mein Kreuz allmählich erwärmte und sich diese Wärme auch auf meine Hand übertrug.

Klar, er gehörte zur anderen Seite. Das Kreuz würde ihn vernichten, es war der Todfeind des Satans. Hier gab es keine fremde Magie, die mitmischt.

»Komm her, Sinclair. Komm doch näher. Ich ... ich ... will es endlich wissen ...«

Ich ging näher.

Die Wärme nahm zu.

Clayton bewegte sich noch immer nicht. Er wollte es wirklich darauf ankommen lassen.

Suko warnte mich aus dem Hintergrund. »Lass dich nicht beirren, John, pass auf!«

»Alles klar.«

Noch ein Schritt nach vorn. Clayton musste längst in den Einflussbereich des Kreuzes hineingeraten sein, aber er tat nichts, um sich dagegen zu wehren. Sogar den Anblick nahm er hin, ohne seine Augen zu schützen. Das wollte mir nicht in den Sinn. Er benahm sich wirklich wie jemand, der davon überzeugt war, siegen zu können. Und genau das musste ihm die Hölle eingimpft haben.

»Na los. Oder bist du feige?«

»Du kannst mich nicht provozieren, Clayton, denn ich weiß genau, was ich zu tun habe.«

»Ja, ich warte!«

Nein, er wartete nicht. Er hatte nur die Ruhepause gebraucht. Vor meinen Augen bewies er wieder mal seine immense Kraft, als er aus dem Stand in die Höhe sprang und der Decke entgegenjagte.

Dabei schlug er seine Beine nach oben. Er hing plötzlich mit dem Rücken zuerst an der Decke und glotzte von oben herab. Sein Gesicht war zur teuflischen Fratze geworden, und die gekrümmten Hände sahen aus wie böse Krallen. Blut tropfte mir entgegen, und dann ließ er sich fallen.

Sein Körper rammte wie ein Felsblock auf mich zu. Ich war ihm schon bei seinen Angriffen zuvor entwischt, aber diesmal schaffte ich es nicht mehr. Zwar konnte ich mich zur Seite werfen, aber er prallte trotzdem gegen mich und riss mich um.

Dann hechtete er auf mich zu, und ich hörte einen Schuss. Suko hatte gefeuert. Ob er getroffen hatte, war mir nicht klar, denn die Gestalt prallte plötzlich auf mich und drückte mich mit ihrem gesamten Gewicht gegen den harten Betonboden.

Nie hatte ich sein Gesicht so nahe gesehen, dieses schreckli-

che blutbefleckte Etwas.

Aber auch noch nie war ihm mein Kreuz so nahe gewesen, das ich bei dem Aufprall nicht verloren hatte. Ich hielt es noch in der rechten Hand. Den dazugehörigen Arm hatte ich weit zurückgedrückt. Wenn ich Clayton erwischen wollte, musste ich ihn nach vorn drücken.

Seine Hände suchten meine Kehle. Ich hörte Suko etwas rufen, ohne zu verstehen, was er meinte.

Dann erwischte ihn das Kreuz. Ich hatte mich nicht mal beeilt. Mit einer schon sorgfältigen Bewegung stieß ich den rechten Arm vor, drehte ihn dann auf Höhe unserer Gesichter nach links und drückte das Kreuz in die Fratze des Francis Clayton hinein.

Wenn das nicht half, dann fiel ich vom Glauben ab. Dann war alles umsonst gewesen. Er hatte darauf gesetzt. Wahrscheinlich hatte man ihm gesagt, dass ihn das Blut des Satans unbesiegbar mache, aber man hatte ihn hinters Licht geführt.

Aus der Entfernung, auch wenn sie noch so gering war, hatte ihm das Kreuz nichts anhaben können. Und wohl auch die geweihte Silberkugel aus Sukos Beretta hatte nichts erreicht.

Beim direkten Kontakt war das schon etwas anderes. Er brüllte auf, und ich glaubte auch, ein Zischen zu hören, war mir aber nicht sicher.

Sein Oberkörper schnellte hoch. Er drehte sich zur Seite und fiel neben mir zu Boden.

Auch ich rollte mich weg, stand jedoch noch nicht auf, sondern blieb nur auf den Knien.

Er war nicht tot, nicht vernichtet, aber es gab für ihn keine Rettung mehr, das sah ich. Er wälzte sich über den Boden. Aus seinem Maul drangen schreckliche Laute, und dann passierte das, womit ich schon längst gerechnet hatte.

Seine Haut platzte auf, als wäre sie geknackt worden. Es war die Stelle im Gesicht, wo er vom Kreuz erwischen worden war. Dort pumpte Blut aus ihm hervor. Es war eine dunkle Flüssig-

keit, die schon fast einen Hauch ins Violette bekam.

Sie war warm, sogar heiß. Sie warf Blasen, als sie den Boden berührte, und Suko und ich konnten zuschauen, wie sich die Haut vom Gesicht des Francis Clayton löste.

Es war nicht seine normale Haut. Es musste die sein, die ihm nach dem Blutbad gewachsen war, also praktisch aus dem Blut des Satans bestand, in dem er gebadet hatte.

Sie rann einfach weg.

Nicht nur von seinem Gesicht, sondern auch von den Händen, dem Hals, von der Brust und von den Beinen. Das Zeug quoll aus den unteren Hosenöffnungen ebenso hervor wie aus den Ärmellochern. Sie schützte ihn nicht mehr, und den schlimmsten Anblick boten seine Augen, die sich ebenfalls leerten.

Stoßweise sickerte die Macht der Hölle nach außen und vergrößerte die Lache um Clayton herum.

Ich hatte mich inzwischen zurückgezogen und war wieder aufgestanden. Ebenso wie mein Freund Suko schaute ich auf das, was vor unseren Füßen lag.

Es war ein Mensch, der seine zweite Haut verloren hatte. Darunter aber gab es noch die echte. Und die sah aus wie alte graue Asche. Sie war rissig, aufgerissen. Wie auch auf dem Kopf, wo es keine Adern mehr zu sehen gab, sondern die normale Haut, die den Kopf umspannte wie ein faltiger Lappen.

Es waren auch Augen zu sehen.

Grau und leblos.

Alt! Ja, alte Haut. Vor uns lag kein junger Mann, sondern ein alter. Er hatte sich dem Teufel zugewandt und wahrscheinlich erhofft, durch sein Blut eine neue Frische und so etwas wie Jugend zurückzuerhalten.

Jetzt lag er da. Sein Gesicht war mehr ein Relief mit kleinen Tälern und Erhöhungen. Und in den Tälern schimmerten noch die dunklen Reste des Blutes.

»Das war eine verdammt schwere Geburt«, murmelte Suko.

»Hätte ich nicht gedacht.«

»Jetzt sag nur nicht, dass die Gegenseite immer stärker wird.«

»Nein, das denke ich nur.«

»Aber wir lassen uns auch etwas einfallen.«

»Das müssen wir, John. Beinahe habe ich gedacht, dass es

auch dein Kreuz nicht schafft.« Er zuckte mit den Schultern.

»Nun ja, letztendlich ist ja alles gut gegangen. Sogar ich habe seine Attacken überstanden, und er war nicht eben schwach.«

Jemand hämmerte von außen her gegen die Tür. Ich wollte eine Frage stellen und hatte mich schon gedreht, da hörten wir die Stimme unseres Chefs.

»John, Suko! Was ist passiert? Kann ich reinkommen?«

»Ja, Sir, Sie können.«

\*\*\*

Der Superintendent kam, und er brachte den uniformierten Kollegen, der uns begleitet hatte, gleich mit. Der Mann wurde völlig überrascht und stieß einen leisen Schrei aus, während sich im Gesicht unseres Chefs nichts regte, bis auf das Anheben der Brauen, als er dann seinen Kopf senkte und auf das schaute, was da am Boden lag.

Er sah auch das Blut, schüttelte den Kopf und meinte: »Da sind Sie mir wohl eine Erklärung schuldig, meine Herren.«

»Das sind wir, Sir.«

»Und?«

»Moment noch.« Ich hatte nicht vergessen, dass sich das verlorene Blut wie ein Handtuch um die leblose Gestalt ausgebreitet hatte. Es konnte sein, dass in ihm noch ein bestimmter Keim steckte. Das wollte ich durch den Einsatz mit meinem Kreuz testen.

Suko und Sir James traten zur Seite, als sie mein Vorhaben mitbekamen. Ich war selbst überrascht, dass nichts passierte. Das Blut des Satans hatte seine Macht schon vorher verloren.

Jetzt war es nur noch ein Rest, der aufgewischt werden konnte.

Sir James räusperte sich. Wenn das Geräusch aufklang, kam immer etwas nach. So war es auch hier. »Glauben Sie nicht, dass Sie mir einiges zu erzählen und zu erklären haben?«

»Hier oder in Ihrem Büro?«

»Gehen wir lieber dorthin.« Er schaute auf den Toten. »Oder müssen Sie sich noch um ihn kümmern?«

»Nein, das ist alles erledigt.«

»Gut, dann können wir ja.«

Die Anweisungen gab er etwas später. Man würde die Zelle räumen, sie säubern, und der Tote würde untersucht werden. Wir erfuhren, dass Sir James von den Kollegen hier unten geholt worden war, als die auf dem Bildschirm gesehen hatten, was in der Zelle passierte.

»Dabei bin ich gerade ins Haus gekommen, und dann so etwas. Im Yard-Gebäude!«

Das sagte er, als wir uns in seinem Büro befanden. Dann schaute er uns an und nickte. »So, und jetzt möchte ich etwas von Ihnen hören, meine Herren.«

Wir gaben ihm einen Bericht. Von Beginn an, wir ließen nichts aus, und Sir James zeigte sich auch deshalb zufrieden, weil die junge Frau aus dem Fahrstuhl überlebt hatte.

»Dann könnte man also davon ausgehen, dass sie den Fall beendet haben«, sagte er und hatte seiner Stimme eine Tonart gegeben, die darauf schließen ließ, dass er selbst nicht daran glaubte.

»Das könnte man so sehen«, sagte Suko.

»Und was hindert Sie daran, es nicht so zu sehen?«

»Ganz einfach, Sir«, sagte ich. »Dieser Clayton hat immer in der Mehrzahl gesprochen. Es kann also durchaus sein, dass er nur einer unter vielen gewesen ist.«

»Das bedeutet«, übernahm Suko das Wort. »Dass wir eigentlich am Anfang stehen und die Suche erst jetzt beginnt.«

Sir James dachte kurz nach. »Und damit sollen Sie auch

anfangen oder?«

»Ja. Und zwar sofort...«

\*\*\*

Godwin de Salier war noch nicht nach draußen gegangen. Er hatte nahe der Tür sein Handy hervorgeholt und eine Verbindung mit dem Kloster in Alet-les-Bain hergestellt.

Er hatte seinen Brüdern einen Bericht gegeben, ihnen Wachsamkeit eingeschärft und sie auch gebeten, John Sinclair anzurufen, weil er ihn nicht hatte erreichen können; da gab es irgendwelche Störungen.

»Was sollen wir ihnen sagen?«

»Alles. Und sagen Sie ihm auch, dass es besser für ihn ist, wenn er so schnell wie möglich hier in das Grenzgebiet reist. Ich denke schon, dass ihn die Blutquelle des Satans interessieren wird ...«

### **Ende des ersten Teils**